



Weltweit
Gemeinden
helfen
GAW
Frauenarbeit



Wer ist denn meine Nächste?

Jahresprojekt der Frauenarbeit 2020

Rumänien

IMPRESSUM

Wer ist denn meine Nächste?

Frauenstärkung und sozialdiakonische Projekte in Rumänien

Magazin zum Jahresprojekt 2020 der Arbeitsgemeinschaft der Frauenarbeit im Gustav-Adolf-Werk e.V.
mit Bildvortrag, Landes- und Projektinformationen und Aktionsvorschlägen

Redaktion: Sarah Münch, Inge Rühl und Maaja Pauska – Frauenarbeit des Gustav-Adolf-Werk e.V.

Weitere Autorinnen: Birgit Hamrich (S.26/27), Sunhild Galter (S.30/31), Christa Richter (S.32/33)

Wir danken den Autorinnen ganz herzlich für ihre Beiträge und Rita Beutin für das Korrekturlesen des Materialheftes.

Layout/Druck: Sittauer Mediendesign Leipzig

Gedruckt auf RecySatin, hergestellt aus 100% Altpapier

Bildnachweis:

Vortragsbilder: Crux/Wikimedia-Commons (Folie 2), Janoka82/istockphoto.com (Folie 3), Christian Faludi/stock.adobe.com (Folie 4), Alyn.blaga/Wikimedia-Commons (Folie 5), dziewul/stock.adobe.com (Folie 6), venemama/istockphoto.com (Folie 7), alpinetrail/stock.adobe.com (Folie 8), danieldiaconu/istockphoto.com (Folie 9), Evangelische Kirche A. B. in Rumänien (Folie 10, 17, 19, 22, 31–33), Mihai Petre/Wikimedia-Commons (Folie 11), Javier García Blanco/istockphoto.com (Folie 12), Evangelisch-Lutherische Kirche in Rumänien (Folie 13, 21, 37–39), Sarah Münch (Folie 14, 27, 28), Stephan Piskol (Folie 15), Pudelek (Marcin Szala)/Wikimedia-Commons (Folie 16), Reformierte Kirche in Rumänien/Siebenbürgischer Kirchendistrikt (Folie 18), Ursula Seegers (Folie 20), Christliche Stiftung Diakonia Oradea (Folie 23, 24, 26, 30), Inge Rühl (Folie 25, 34), Christliche Stiftung Diakonia Cluj (Folie 29), Margit Kézdi (Folie 35, 36).

Weitere Bilder: Enno Haaks (Titelbild), Margit Kézdi (Seite 4 oben rechts, Seite 30, 31, 36), Christliche Stiftung Diakonia Oradea (Seite 4 oben links), Sarah Münch (Seite 4 unten links, Seite 29), Evangelisch-Lutherische Kirche in Rumänien (Seite 4 unten rechts, Seite 27), CIA World Factbook/Wikimedia-Commons (Seite 18 Karte), Scott Edelman/Wikimedia-Commons (Seite 19), Turbojet/Wikimedia-Commons (Seite 20), draghicich/istockphoto.com (Seite 21), Madalin Olariu/istockphoto.com (Seite 22 oben), lefteris_/istockphoto.com (Seite 22), AGERPRES/Wikimedia-Commons (Seite 22), Andrei Dan Suciu/Wikimedia-Commons (Seite 23), Kurt Wichmann/Wikimedia-Commons (Seite 23), Peter Gill/Wikimedia-Commons (Seite 23), Nicubunu/Wikimedia-Commons (Seite 23), Britchi Mirela/Wikimedia-Commons (Seite 24), Mihai Petre/Wikimedia-Commons (Seite 25), Erbsloeh/Wikimedia-Commons (Seite 26), Zsolt deak/Wikimedia-Commons (Seite 27), Statista 2020 (Seite 28), Beatrice Ungar (Seite 32), Inge Rühl (Seite 33, 37), Dan Susa (Seite 34), Lore Meissmer/schnatterkocht.blogspot.com (Seite 36), Lesekreis/Wikimedia-Commons (Seite 38), zatletic/stock.adobe.com (Seite 40), Birgit Hamrich (hintere innere Umschlagseite).

Arbeitsgemeinschaft der Frauenarbeit
im Gustav-Adolf-Werk e.V.

Pistorisstraße 6

04229 Leipzig

Tel.: 0341/49062-22

Fax: 0341/49062-67

E-Mail: frauenarbeit@gustav-adolf-werk.de

Internet: www.gustav-adolf-werk.de

Wer ist denn meine Nächste?

Jahresprojekt der Frauenarbeit 2020

Rumänien

Inhalt

Einleitung	3
Kurzinformation	4
Texte zur Präsentation	5
Landeskunde und Kirche	
Rumänien in Zahlen	18
Geschichte: Der lange Schatten des Kommunismus	19
Minderheiten	20
Wissenswertes	22
„Recht und Gerechtigkeit jetzt!“ – Die Wut kocht über	24
Protestantische Kirchen in Rumänien	26
Jahresprojekt 2020	
Pflegekrise in Rumänien	28
Von Neuanfängen und Wundern – die Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A. B.	30
Frauenporträts	
Ortrun Morgen: Mutig und tatkräftig in Schweischer	32
Beatrice Ungar: Wer etwas verändern will, muss sich beteiligen	34
Rezept	36
Veranstaltungsvorschlag	37
Buchempfehlungen	38
Andachtsvorschlag	39

„Wer ist denn meine Nächste?“

(Lukas 10, 29)



Buna ziua! Jo napót! Dobroituca! Servus! – All diese Grüße können Sie in Rumänien hören, je nach Gegend und Gesprächspartner*in auf Rumänisch, Ungarisch, Romanes, Deutsch oder in anderen Sprachen. Rumänien ist ein sehr vielfältiges Land. Unterschiedliche Bevölkerungsgruppen und Konfessionen leben hier miteinander.

Auch im Hinblick auf die protestantischen Kirchen gibt es eine große Vielfalt. Zwei reformierte und zwei lutherische Kirchen sind Partnerkirchen des Gustav-Adolf-Werks. Die meisten ihrer Mitglieder gehören nicht nur einer religiösen, sondern auch einer sprachlichen Minderheit an.

„Wer ist denn mein Nächster?“ fragt der Schriftgelehrte Jesus im Lukasevangelium, um zu erfahren, was das Gebot aus der Torah „Liebe deinen Nächsten!“ für ihn konkret bedeutet. Jesus antwortet mit der Geschichte vom Samariter, der einem verletzten Menschen in einer verzweifelten Situation hilft. Dabei ist es dem Samariter egal, dass der Verletzte einer fremden, verfeindeten Bevölkerungsgruppe angehört.

„Wer ist denn mein Nächster?“ – die protestantischen Kirchen in Rumänien beantworten die Frage in ihrem diakonischen Engagement so: Alle Menschen in unserer Umgebung, die konkret unsere Hilfe brauchen, sind unsere Nächsten. Sie kümmern sich um pflegebedürftige ältere Menschen, damit diese nicht allein bleiben und geben Kindern und Erwachsenen mit Behinderung die Möglichkeit, sich zu treffen und Freude miteinander zu haben.

Mein Nächster oder meine Nächste – das kann eine Frau oder ein Mann sein. Deshalb haben wir als Motto für das Jahresprojekt die weibliche Form gewählt: „Wer ist denn meine Nächste?“

In der Broschüre zum Jahresprojekt erhalten Sie Informationen zum Land, zu den Partnerkirchen und zu den unterstützten Projekten. Für eigene Veranstaltungen zum Jahresprojekt haben wir für Sie einen Vortrag, eine Andacht und einen Entwurf für ein Frauenfrühstück mit Lesung vorbereitet. Eine CD mit den Bildern des Vortrags sowie Faltblätter und Plakate zum Jahresprojekt können in der Zentrale des Gustav-Adolf-Werks bestellt werden.

Wir danken Ihnen für Ihr Interesse am Jahresprojekt und laden Sie auf eine Reise nach Rumänien ein! Sie dürfen gespannt sein, in welcher Sprache Sie dort begrüßt werden!

Ihre
Inge Rühl

Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft
der Frauenarbeit im Gustav-Adolf-Werk

Januar 2020

Frauenarbeit im GAW

1851 gründeten sich im Gustav-Adolf-Verein die ersten Frauengruppen. Von Anfang an war es ihr Anliegen, die Diasporagemeinden in ihren diakonischen Aktivitäten zu unterstützen. Seit 1886 sammeln die GAW-Frauengruppen jährlich für ein gemeinsames Projekt. Auch heute noch steht der Einsatz für Benachteiligte im Mittelpunkt dieses Jahresprojekts. Als weiteres Anliegen ist die Stärkung von Frauen in den Partnerkirchen hinzugekommen. Deshalb unterstützt die GAW-Frauenarbeit kirchliche Frauennetzwerke und die diakonische und theologische Fort- und Weiterbildung von Frauen. Die GAW-Frauenarbeit ist ein eigenständiger Teil des Gesamtwerks. Sie wird von ehrenamtlicher Arbeit getragen und ist Mitglied in mehreren kirchlichen Frauenverbänden.

Kurzinformation zu den Projekten

Häusliche Pflege in Cluj/Klausenburg, Oradea/Großwardein und Umgebung



In vielen Dörfern haben kranke oder ältere Menschen keinen Zugang zu medizinischer Hilfe, da sie das Haus nicht verlassen können oder keine Ärzte vor Ort sind. Vor vierzehn Jahren begann die Diakonie deshalb mit einem häuslichen Pflegedienst. Da die Krankenkasse für die häusliche Pflege fast nichts zahlt, ist die Diakonie auf Spenden angewiesen. Sie benötigt Unterstützung für die Pflegematerialien, den Unterhalt der Fahrzeuge und für das Pflegepersonal. **Das Jahresprojekt unterstützt die häusliche Pflege der Diakonie in Rumänien mit insgesamt 30.000 Euro.**

Pflegeheim in Schweischer



Die Evangelische Kirche A. B. betreibt in dem Dorf Schweischer (rumänisch Fișer) bei Brașov/Kronstadt ein Altenheim für 30 ältere Menschen. Das Leben im Heim ist von vielen gemeinschaftlichen Veranstaltungen geprägt. In den beiden Speisesälen werden neue Möbel benötigt. Außerdem soll eine neue Wohneinheit eingerichtet werden, in die zwei Bewohnerinnen ziehen sollen, deren Zimmer in schlechtem Zustand sind. **Diese Maßnahmen unterstützt das Jahresprojekt mit 10.000 Euro.**

Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien



Die Frauenarbeit gibt es schon seit über 100 Jahren. Nachdem sie im Sozialismus verboten war, gründeten engagierte Frauen sie nach der Wende neu, um die Verbindungen zwischen den Frauen in der Diaspora zu stärken. Im Jahresprogramm finden sich Angebote wie meditatives Wandern, Backseminare und Patchwork-Werkstätten. **Das Jahresprojekt unterstützt die Frauenarbeit mit 10.000 Euro. Davon sollen ein Elektroherd, Nähmaschinen und ein Beamer angeschafft und ein großes Frauentreffen zum 25-jährigen Jubiläum 2021 ermöglicht werden.**

Gemeinschaft für Menschen mit Behinderung



Zwei evangelisch-lutherische Gemeinden in der Nähe von Brașov/Kronstadt ermöglichen Gemeinschaft für Menschen mit Behinderung. In einer Gemeinde gibt es eine Spielgruppe für Kinder mit Down-Syndrom und ihre nicht-behinderten Geschwister, in der anderen treffen sich zehn Erwachsene mit körperlichen Beeinträchtigungen. **Mit 10.000 Euro unterstützt das Jahresprojekt Weiterbildungen für Mitarbeitende und eine therapeutische Sommerfreizeit.**

Neben den genannten Projekten in Rumänien unterstützt das Jahresprojekt 2020 die Frauenarbeit in der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Europäischen Russland (ELKER), ein Stipendium für eine GAW-Stipendiatin und weitere sozialdiakonische Projekte in den Partnerkirchen in Europa mit insgesamt 95.000 Euro.

Die Abbildungen entsprechen der Powerpoint-Präsentation.

Folie 1 Jahresprojekt 2019

„Wer ist denn meine Nächste?“

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ ist zusammen mit dem Gebot der Gottesliebe das wichtigste Gebot der Bibel. Es fordert uns auf, zu überlegen, wer in unserer unmittelbaren Umgebung unsere Hilfe braucht. In einer globalisierten Welt können uns auch Menschen zu Nächsten werden, die weit entfernt leben.

**Jahresprojekt
der Frauenarbeit
2020**

Rumänien

Wer ist denn meine Nächste?



Folie 2 Landeskunde Rumänien

Rumänien liegt im Südosten Europas und grenzt an die Ukraine, Ungarn, Serbien, Bulgarien, Moldawien und das Schwarze Meer. Das Land besteht aus drei Großlandschaften: Siebenbürgen, die Walachei und die Moldau. Die hohen Berge der Karpaten trennen die Regionen voneinander. Die größten Städte sind Bukarest in der Walachei, Klausenburg/Cluj (sprich: Klususch) in Siebenbürgen, Temeswar/Timișoara (sprich: Timischoara) im Westen und Iași (sprich: Jasch) in der Moldau.



Folie 3 Die Landschaft ist sehr vielfältig. Zwei Drittel der letzten Urwälder Europas liegen in Rumänien, sind aber durch illegale Rodungen akut bedroht. Die Gipfel der Karpaten sind bis zu 2.500 Metern hoch und ziehen Jahr für Jahr tausende Wanderer und Bergsteiger aus dem In- und Ausland an. Das Bild zeigt das Dorf Holzmengen vor der Kulisse der Fogarascher Berge. Die Walachei im Süden ist vorwiegend flach und gilt als die Kornkammer Rumäniens.





Folie 4 Das Biosphärenreservat Donaudelta bedeckt eine Fläche doppelt so groß wie das Saarland. Das Geflecht aus Seen, Lagunen und Flussarmen bildet einen Lebensraum für eine große Vielfalt von Fischen, Landtieren und Vögeln, darunter Pelikane (siehe Bild), Seeadler und Kormorane. Durch seine besondere Lage am Meer und am Fluss ist das Donaudelta seit jeher ein Schmelztiegel unterschiedlicher Kulturen.



Folie 5 Der Name „Rumänien“ leitet sich vom Wort *romanus*, „Römer“, ab. Auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens lag einmal die römische Provinz Dacia. Rumänisch ist eine romanische, vom Latein abstammende Sprache, während die meisten anderen osteuropäischen Sprachen slawischen Ursprungs sind. In einigen Städten, wie hier in Cluj, erinnern Statuen der Kapitolinischen Wölfin, die Romulus und Remus säugt, an die lateinischen Ursprünge.



Folie 6 Ein berühmtes Erbe der jahrhundertelangen christlichen Geschichte sind die orthodoxen Klöster in der Moldau. Bekannt sind sie für ihre bunten und detailreichen Außenmalereien, die im 15. und 16. Jahrhundert dem einfachen Volk die biblischen Geschichten und Gleichnisse vermitteln sollten. Heute zählen die Klöster zum Weltkulturerbe der UNESCO. Das Bild zeigt das Kloster in Sucevița (sprich: Sutschewitz).

Folie 7 Siebenbürgen gehörte eintausend Jahre lang zu Ungarn. Noch heute gibt es hier Gebiete, in denen mehrheitlich Ungarn leben. Der ungarische Adel lud im 12. Jahrhundert Siedler aus dem Moselgebiet ein. Sie sollten das Gebiet gegen Mongolen und Tartaren verteidigen. Die „Sachsen“, wie die Ungarn sie nannten, gründeten zahlreiche Dörfer und Städte wie Sighișoara/Schäßburg (im Bild). Viele Orte in Siebenbürgen haben einen deutschen, ungarischen und einen rumänischen Namen. Siebenbürgen ist heute die wirtschaftlich stärkste Region Rumäniens.



Folie 8 Die Siebenbürger Sachsen belebten über viele Jahrhunderte die Wirtschaft und Kultur Siebenbürgens. Sie errichteten beeindruckende Kirchenburgen wie hier in Birtihalm. Bei einem Angriff konnte die Bevölkerung eines ganzen Dorfes hinter ihren Mauern Schutz und Nahrung finden. Da die Männer meist im Krieg kämpften, übernahmen die Frauen die Verteidigung der Burg. Die Sachsen bildeten über Jahrhunderte eine geschlossene Gemeinschaft. Eheschließungen mit Nicht-Sachsen waren tabu. So konnten sie ihre Kultur und Sprache erhalten.



Folie 9 Anders als Siebenbürgen wurden die Fürstentümer der Moldau und Walachei Jahrhunderte lang von den Osmanen beherrscht. 1877 konnten sie die osmanische Herrschaft abschütteln und sich zum Königreich Rumänien zusammenschließen. 1918 wurde Siebenbürgen durch den Vertrag von Trianon von Ungarn getrennt und Rumänien angegliedert. In der Zwischenkriegszeit blühte in der Hauptstadt Bukarest die Kultur, weshalb es auch „Paris des Ostens“ genannt wurde. Die Zentrale Universitätsbibliothek im Bild wurde 1895 erbaut. 1940 kamen die Faschisten an die Macht. Sie verschleppten und töteten 300.000 Juden und 25.000 Roma.





Folie 10 Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs übernahmen die Kommunisten die Macht. Sie unterstellten den Siebenbürger Sachsen kollektiv eine Kooperation mit Hitlerdeutschland und verschleppten Zehntausende von ihnen nach Russland. Viele starben, andere kehrten mit schweren Verletzungen und Traumata zurück. Das Bild zeigt ein Gedenken an die Deportation vor 70 Jahren. Der Inlandsgeheimdienst *Securitate* war berüchtigt für seine Brutalität. Die evangelische und katholische Kirche waren unterdrückt. In den 1980er Jahren wurden Lebensmittel, Strom und Heizung rationiert. Für einen Laib Brot mussten die Menschen viele Stunden lang anstehen.



Folie 11 Die blutige Revolution von 1989 mit über 1.000 Toten brachte zwar offiziell den Wechsel zur Demokratie, in der Realität blieb jedoch die alte Elite an der Macht. Viele Politiker nutzten den Wechsel, um sich schamlos am öffentlichen Eigentum zu bereichern. Inzwischen geht die Justiz zwar hart gegen die weitverbreitete Korruption vor. Ein wirklicher Mentalitätswandel hat aber bis heute nicht stattgefunden. Die junge Generation protestiert seit einigen Jahren dagegen und fordert eine Politik, die die Bedürfnisse der Menschen in den Mittelpunkt stellt. Die Frau im Bild fordert auf ihrem Schild: „Keine Legalisierung von Diebstahl!“



Folie 12 Das Christentum ist in der Bevölkerung trotz der langen kommunistischen Herrschaft immer noch sehr verwurzelt. Neun von zehn Rumänen gehören der Rumänisch-Orthodoxen Kirche an; nur 0,2% gehören keiner Glaubensgemeinschaft an. Das sind die niedrigsten Werte in der EU, noch vor Polen und Irland. Häufig wird allerdings die enge Verbindung der orthodoxen Kirche mit der Politik kritisiert. Katholiken und Protestanten stellen kleine Minderheiten dar. Obwohl die Kirchen viele Mitglieder haben, hat ein großer Teil der jungen Generation keinen religiösen Bezug mehr, besonders in den Städten. Das Bild zeigt das bekannte Stavropoleos-Kloster in Bukarest.

Folie 13 Rumänien ist kulturell und ethnisch sehr vielfältig. Die größte Minderheit sind die Ungarn. Im Bild sind Frauen in ungarischen Trachten zu sehen. Der aktuelle Staatspräsident Klaus Johannis ist Siebenbürger Sachse. Neben Ungarn und Sachsen werden in Rumänien 16 weitere Minderheiten gesetzlich anerkannt und geschützt – in Deutschland sind es nur vier. Die zweitgrößte Minderheit sind die Roma. Sie leben häufig in Armut, werden abgelehnt und mit Vorurteilen konfrontiert. Weitere kleine Gruppen sind beispielsweise die russischen Lipowaner, Türken und Tataren.



Folie 14 Anders als in einigen Ländern Osteuropas sehen die meisten Rumänen Europa positiv. Mit dem EU-Beitritt im Jahr 2007 verbanden sie die Hoffnungen, endlich zu einem gleichwertigen Teil Europas zu werden und dass die EU die Korruption im Land bekämpft. Der Beitritt sorgte dafür, dass die Löhne und der Lebensstandard stiegen. Internationale Unternehmen kamen ins Land, besonders IT-Firmen. Die großen europäischen Supermarktketten vertrieben allerdings auch die kleinen traditionellen Bauernmärkte. Von dem Boom profitieren vor allem die großen Städte wie Bukarest, Cluj, Timișoara und Sibiu.



Folie 15 Auf dem Land herrscht jedoch vielerorts Armut. Außerhalb der Landwirtschaft gibt es nur wenige Arbeitsplätze. Das Bildungssystem schafft es nicht, die sozialen Unterschiede auszugleichen. Da auch die Sozialleistungen niedrig sind, bleibt vielen nur die Auswanderung. Seit 1989 sind mehrere Millionen Rumänen ins Ausland gegangen, sei es aus Unzufriedenheit mit der Politik, sei es aus wirtschaftlichen Gründen. In Deutschland arbeiten sie z. B. in Krankenhäusern und Pflegeheimen aber auch in der Fleischindustrie, häufig unter miserablen Bedingungen. In den Dörfern bleiben oft die Alten und Kinder zurück, die sogenannten „Eurowaisen“.





Folie 16 Evangelische Kirchen in Rumänien

Sieben Prozent der Rumänen sind Protestanten, die Hälfte von ihnen sind reformiert. Das Gustav-Adolf-Werk hat in Rumänien vier Partnerkirchen, zwei reformierte und zwei lutherische. Bereits in den 1520er Jahren gelangten die Ideen der Reformation nach Rumänien. 1547 führte der Reformator Johannes Honterus die erste evangelische Kirchenordnung in Siebenbürgen ein. Das Bild zeigt seine Statue vor der Schwarzen Kirche in Kronstadt. Deutsche und Ungarn traten zur Reformation über, wobei die meisten Ungarn sich später dem reformierten Glauben zuwandten. Aus diesem wiederum entwickelte sich in Siebenbürgen die unitarische Konfession, die die Trinität ablehnt und die Einheit Gottes betont.



Folie 17 Um dem Zerfall Siebenbürgens an konfessionellen Grenzen vorzubeugen, wurden im 16. Jahrhundert mit dem Edikt von Torda allen Konfessionen gleiche Rechte zugestanden. Das galt für Katholiken, Lutheraner, Reformierte und Unitarier. Orthodoxe wurden toleriert, galten jedoch nicht als gleichberechtigt. Diese Situation war damals einmalig in Europa. Deshalb bezeichnen Kirchenhistoriker Siebenbürgen heute als „Pionierregion der Religionsfreiheit“. Das Bild zeigt einen ökumenischen Gottesdienst in Semeac im Banat.



Folie 18 Die Hälfte der in Rumänien lebenden Ungarn ist reformiert. Aus historischen Gründen gibt es im Land zwei reformierte Kirchen. Die kleinere der beiden befindet sich in Westrumänien, die größere in Siebenbürgen. Beide Kirchen haben zusammen knapp 500.000 Mitglieder und 800 Pfarrern und Pfarrer. In den Gemeinden werden ungarische Traditionen und die Sprache gepflegt. Das Bild zeigt Konfirmandinnen, die ihr erstes Abendmahl in der reformierten Kirche in Ariuşd/Erösöd in der Nähe von Kronstadt erhalten.

Folie 19 Die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien ist die Kirche der Siebenbürger Sachsen. Nach 1989 wanderte ein Großteil von ihnen wegen der besseren Lebensbedingungen in die Bundesrepublik aus. Zahlreiche Dörfer, in denen es vorher große und starke Gemeinden gab, waren plötzlich verlassen. Das war ein Schock für die Kirche, die sie zur völligen Umorientierung zwang. Heute ist sie mehr denn je eine Diasporakirche. Die Hälfte der ca. 250 Gemeinden haben unter zehn Mitgliedern (im Bild die Kirche im Dorf Lieblich).



Folie 20 In der Diasporasituation liegen aber auch Chancen: Die deutschsprachigen Schulen in Sibiu und Braşov werden heute hauptsächlich von rumänischen Kinder besucht. Die Schulen bereiten mit ihrer Mehrsprachigkeit ideal auf ein Berufsleben im internationalen Kontext vor. Auch Kinder mit orthodoxem Hintergrund kommen hier mit der evangelischen Kirche in Berührung und interessieren sich für sie. Inzwischen finden auch Gottesdienste auf Rumänisch statt. Der Hauptanwalt der Kirche, Friedrich Gunesch, sagt: „Unsere Kirche wird kleiner, städtischer und rumänischer.“



Folie 21 Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Rumänien steht in einer „doppelten Minderheitssituation“. Zu ihr gehören vor allem lutherische Ungarn. Die Kirche trennte sich Anfang des 20. Jahrhundert aus sprachlich-kulturellen Gründen von der deutschsprachigen evangelischen Kirche. Sie war die erste Kirche in Europa, die 1935 die Frauenordination einführte. Ihr Sitz ist in Cluj, die meisten Gemeinden liegen aber in Zentralrumänien. Viele ihrer Gebäude, die im Kommunismus verstaatlicht wurden, sind bis heute noch nicht zurückgegeben worden. Das Bild zeigt Ungarinnen in Tracht vor einer lutherischen Kirche mit der Aufschrift „Eine feste Burg ist unser Gott“.





Folie 22 Nach dem Fall des Kommunismus ist es bis heute eine große Herausforderung für die protestantischen Kirchen Rumäniens, ihre Kirchengebäude so zu sanieren, dass sie wieder genutzt und für die Zukunft erhalten werden können. Der Staat gibt keine Zuschüsse zur Sanierung, während für den Neubau von orthodoxen Kirchen große Summen zur Verfügung gestellt werden. Positiv ist dagegen, dass der Staat sowohl die Gehälter der orthodoxen Priester als auch die der protestantischen Pfarrerinnen und Pfarrer zahlt.



Folie 23 Häusliche Pflege in Cluj und Oradea

Wenn eine Person in Rumänien auf Pflege angewiesen ist, übernehmen das in der Regel die Angehörigen, meist Frauen. Wenn sie beispielsweise im Ausland arbeiten, wird es aber schwierig: Das Pflegesystem ist wenig ausgebaut. Heime sind vergleichsweise teuer und ihre Qualität ist oft schlecht. Menschen mit einer niedrigen oder mittleren Rente können sich private Pflegedienste kaum leisten. Es gibt auch sehr wenige davon. In manchen Gegenden gibt es keine Ärzte mehr, die Hausbesuche machen könnten. So bleiben viele Menschen unversorgt.



Folie 24 Die reformierte Diakonie in der siebenbürgischen Großstadt Cluj betreibt einen häuslichen Kranken- und Palliativpflegedienst. Jährlich versorgt er über 1.000 Patienten. Die Diakonie beschäftigt zehn Pflegerinnen und Pfleger, einen Arzt, zwei Sozialarbeiterinnen und eine Psychologin.

Folie 25 Als die Diakonie vor 13 Jahren anfang, Palliativpflege für unheilbar Kranke anzubieten, war dies ein Novum in Rumänien. Unter dem Motto „Wenn du deinem Leben nicht mehr Tage geben kannst, dann gib deinen Tagen mehr Leben!“ versucht die Diakonie, Schmerzen zu lindern und die Lebensqualität der Kranken so lange wie möglich zu erhalten. Sie bietet auch psychologische Beratung und Unterstützung für die Angehörigen an.



Folie 26 2018 verdoppelte die Regierung die Löhne im öffentlichen Dienst, um die Abwanderung von Arbeitskräften ins Ausland und die Korruption einzudämmen. Die Zuschüsse für private Träger blieben allerdings gleich. „Für uns ist das eine Katastrophe. Weil wir mit den staatlichen Löhnen nicht mithalten können, verlieren wir immer mehr Personal“, sagt Agnes Pattantyús, Referentin der Diakonie.



Folie 27 Manche Pflegende sammeln zunächst erste Berufserfahrungen in der Diakonie, um sich später in einem staatlichen Krankenhaus oder im Ausland zu bewerben. So war es auch bei diesem jungen Pfleger. Nachdem er zunächst bei der Diakonie, dann in einem Krankenhaus in Rumänien und später in Deutschland gearbeitet hatte, kehrte er schließlich zur Diakonie zurück. Heute sagt er: „In der häuslichen Pflege sind die langfristigen Beziehungen zu den Patienten erfüllender für mich. Dann macht mir die Arbeit mehr Spaß und ich verzichte auf das höhere Gehalt.“ Das Bild zeigt ihn mit einer Patientin und ihrer Tochter.





Folie 28 Für die Besuche und Behandlungen zahlen die Patienten nichts. Das unterscheidet die Diakonie von privaten Anbietern. Unterstützung kommt vom Staat und den Kommunen. Immer wieder passiert es aber, dass eine Kommune die Unterstützung einstellen muss, weil andere Investitionen dringlicher sind, beispielsweise in die Wasserversorgung oder den Straßenbau. Damit die Diakonie den Dienst dort nicht einstellen muss, benötigt sie Unterstützung. Für die Palliativpflege gibt es gar keine Zuschüsse, diese muss die Diakonie komplett selbst stemmen.



Folie 29 Magda Bálint, eine Patientin, erzählt: „Bei einer OP vor vier Jahren wurde meine Nebenschilddrüse beschädigt. Seitdem kann mein Körper kein Kalzium mehr aufnehmen. Deshalb bin ich einmal am Tag auf eine Kalzium-Infusion angewiesen. Die Mitarbeiterinnen der Diakonie sind in dieser Situation meine Retterinnen, jeden Tag! Und sie tun es mit einer Professionalität, Geduld und Hingabe, die beispiellos sind.“



Folie 30 Oradea ist eine Stadt nahe der Grenze zu Ungarn. Die Diakonie betreibt hier ebenfalls einen häuslichen Pflegedienst, der ältere Menschen in der Stadt und in zwei weiteren Gemeinden betreut. Neben medizinischer Betreuung gibt sie auch Unterstützung bei alltäglichen Tätigkeiten wie Putzen, Einkaufen und Hygiene. Das Jahresprojekt möchte helfen, die Pflegedienste der Diakonien in Cluj und Oradea trotz schwieriger finanzieller Bedingungen aufrecht zu erhalten, damit kranke Menschen die Hilfe bekommen, die sie brauchen.

Folie 31 Altenheim Schweischer

In den Dörfern der Siebenbürger Sachsen herrschte immer eine enge Gemeinschaft. Verwandte und Nachbarn sorgten für Alte und Kranke. Eine Diakonie brauchte man nicht. Mit dem Kommunismus und spätestens mit der großen Auswanderung ab 1990 zerbrachen diese Gemeinschaften. Es blieben vor allem die Alten zurück, die keinen Neuanfang mehr wagen wollten. So auch in dem kleinen Dorf Schweischer bei Kronstadt. Das Ehepaar Hellwig aus der evangelischen Gemeinde vor Ort gründete 1992 ein Altenheim, um den Zurückgebliebenen einen würdigen Lebensabend zu ermöglichen.



Folie 32 Heute werden hier 31 Bewohnerinnen und Bewohner liebevoll umsorgt und gepflegt. Das Altenheim versucht den Bewohnern, die in ihren Dörfern zuletzt oft die einzigen Sachsen waren, das Gefühl der Gemeinschaft zurückzugeben. Wer von ihnen noch mithelfen kann, versorgt die Kühe und Schweine, holt Brennholz und hält den Hof sauber. Eine Bewohnerin strickt die Kissenbezüge für den Andachtsraum. Dadurch haben sie eine sinnvolle Beschäftigung und fühlen sich in der Gemeinschaft gebraucht. Im Bild sieht man die Bewohner im Freien malen.



Folie 33 Das Bild zeigt Bewohnerinnen beim traditionellen Märzchenflechten. Entscheidend für eine Aufnahme ist die Kirchenmitgliedschaft, nicht die Höhe der Rente. Die meisten Bewohner können nur einen Bruchteil der Kosten tragen. Den Rest deckt die Landeskirche aus eigenen Mitteln oder Spenden. Sie benötigt Unterstützung bei der Einrichtung einer neuen Wohneinheit für zwei Bewohnerinnen und für die Erneuerung der beiden Speisesäle.





Folie 34 Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A. B.

Die Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A.B. wurde 1884 als „Allgemeiner Frauenverein“ gegründet. Frauengruppen bestanden allerdings schon vorher in den Gemeinden. Ihre Anliegen reichten von der Ausbildung der Mädchen und bis zur Renovierung von Kirchen. Das Bild zeigt ein Wandgemälde in der Kirchenburg von Heltau. Unter dem Bild steht: „Renoviert durch den ev. Frauenverein 1894“. 1944 wurde die Frauenarbeit verboten. Nach der politischen Wende konnte sie sich 1995 neu gründen.



Folie 35 Das Jahresprogramm bietet handwerkliche Seminare wie Seidenmalen, Krippen bauen (siehe Bild) oder Brot backen, außerdem Fortbildungen und Rüstzeiten sowie Wanderungen. Alle Veranstaltungen haben gemeinsam, dass die Frauen sich kennenlernen und Gemeinschaft erleben. Die Geschäftsführerin Margit Kézdi sagt: „Wir leben alle an unterschiedlichen Orten, in denen es nur noch wenige Evangelische gibt. Für uns Frauen in der Diaspora sind diese Zusammenkünfte deshalb so wichtig und stärkend.“



Folie 36 Die Backwerkstätten erfreuen sich stets großer Beliebtheit. Vor allem junge Frauen interessieren sich dafür, die Traditionen ihrer Mütter und Großmütter wiederzuentdecken, wie beispielsweise das Lebkuchen-Backen. Vor 1989 war es in den Gemeinden üblich, vor Weihnachten gemeinsam Lebkuchen zu backen und zu verzieren. Das Wissen darum ist weitgehend verloren gegangen. Um Lebkuchenwerkstätten zu veranstalten, wird ein mobiler Backofen benötigt. Außerdem möchte der Vorstand Nähmaschinen für die beliebten Patchwork-Werkstätten anschaffen. Die GAW-Frauenarbeit will diese Anschaffungen unterstützen.

Folie 37 Gruppen für Menschen mit Behinderung

In Rumänien werden behinderte Kinder immer noch oft zu Hause isoliert. Der Pfarrer József Zelenák von der lutherischen Gemeinde in Sfântu Gheorghe/Sepsiszentgyörgy versucht die Eltern davon zu überzeugen, ihre Kinder in die Schule zu schicken: „Man darf die Kinder nicht in die eigenen vier Wände einschließen. Dort erhalten sie keine Förderung.“ Vor 14 Jahren kam sein Sohn mit dem Down-Syndrom zur Welt. Daraufhin gründete er in der Gemeinde eine Gruppe für Kinder mit Down-Syndrom und ihre Geschwister.



Folie 38 In der Gruppe spielen die Kinder zusammen, lernen Volkstänze und führen Theaterstücke auf. Im Sommer fahren sie zusammen zu einer Freizeit in die Berge. Am Welttag der Menschen mit Down-Syndrom lädt die Gemeinde jedes Jahr vierzig bis fünfzig Familien aus dem Umkreis ein, um Möglichkeiten zum Austausch zu schaffen. Mit Hilfe staatlicher Unterstützung hat sie ein Haus gekauft, welches sie zu einem integrativen Tageszentrum ausbauen möchte.



Folie 39 In der Gemeinde in Baciú/Bácsfalu trifft sich eine Gruppe von zehn Erwachsenen mit körperlichen Behinderungen. Ein Teilnehmer arbeitet in einem Krankenhaus, die anderen leben von 100 Euro Erwerbsminderungsrente. Ziel ist es, die Mitglieder der Gruppe in ihren Fähigkeiten zu fördern. Sie basteln zusammen und machen Gymnastik. Höhepunkte sind in jedem Jahr die Reittherapiestunden im Freien. Unterstützt werden sie von zehn Ehrenamtlichen. Die Juristin und Therapeutin Hilda Pálfi hat die Gruppe gegründet und leitet sie bis heute ehrenamtlich. Die Gruppe träumt davon, an einer Wassertherapie in Ungarn teilzunehmen. Für viele wird es der erste Urlaub in ihrem Leben sein. Diese Freizeit wird vom Jahresprojekt unterstützt.



Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Rumänien in Zahlen



Die mit biblischen Geschichten bemalten Klöster in der Moldau vermitteln der Besucherin einen Eindruck von der orthodoxen Spiritualität. Sie gehören zu den bekanntesten Sehenswürdigkeiten Rumäniens.

Klima: Kontinental (heiße Sommer, kalte Winter, insgesamt trockener als in Deutschland)

Höchster Berg: Moldoveanu, 2544 Metern ü. d. M. (in den Fogarascher Bergen)

Hauptstadt: Bukarest, etwa 1,8 Mio. Einwohner (2018)

Bevölkerung: 20 Mio. Einwohner (89% Rumänen, 6% Ungarn, 3% Roma, 0,3% Ukrainer, 0,2% Deutsche, dazu noch weitere Minderheiten)

Religion, Kirchen: 87% Rumänisch-Orthodoxe, 7% Protestanten (davon 3,5% Reformierte), 5% Römisch-Katholische, 1% Griechisch-Katholische (Mitglieder einer mit Rom unierten Ostkirche), 0,3% Muslime (vor allem Türken und Tataren)

Währung: Lei (1 Euro = 4,8 Lei)

Nationalfeiertag: 1. Dezember (1.12.1918: Erklärung der Vereinigung von Siebenbürgen und dem Altreich)

Staatspräsident: Klaus Johannis (seit 2014)

Regierungschef: Ludovic Orban (seit November 2019)

	Rumänien	Zum Vergleich: Deutschland
Fläche	238.391 km ²	357.385 km ²
Einwohner	20 Mio.	83 Mio.
Einwohnerdichte	84 Einwohner/km ²	232 Einwohner/km ²
Bruttoinlandsprodukt pro Kopf in Kaufkraftparitäten	26.448 US-Dollar	52.386 US-Dollar
Index der menschlichen Entwicklung*	Platz 52	Platz 5

* Der Index der menschlichen Entwicklung der Vereinten Nationen misst den Wohlstand von Staaten. Er berücksichtigt die Wirtschaftsstärke, die durchschnittliche Lebenserwartung und das Bildungsniveau eines Landes. Den höchsten durchschnittlichen Lebensstandard hat Norwegen (Platz 1), den geringsten der Niger (Platz 189).

Geschichte:

Der lange Schatten des Kommunismus

1944 kam in Rumänien mit sowjetischer Hilfe die Kommunistische Partei an die Macht und gestaltete das Land nach stalinistischem Vorbild um. Der Geheimdienst Securitate wurde zu einem gefürchteten Unterdrückungsorgan aufgebaut. Bei Zwangskollektivierungen, in Arbeitslagern und in Gefängnissen starben in den 1950er und 60er Jahren mehr als eine halbe Million Menschen.

Emanzipation von der Sowjetunion: Nach dem Tod von Gheorghe Gheorghiu-Dej 1965 herrschte zunächst politisches Tauwetter: Nicolae Ceaușescu wandte sich dem Westen zu und ließ eine vorsichtige Demokratisierung zu. Das änderte sich schlagartig 1971 mit einer Reise nach Nordkorea und China, bei der er und seine Ehefrau Elena den Führerkult entdeckten. Ceaușescu ließ sich von da an „geliebter Führer“, „Held der Karpaten“ und „Titan der Titanen“ nennen und Massenaufmärsche zu seinen Ehren veranstalten. Kunst und Kultur mussten sich streng nach seinem Geschmack richten. Das Land schottete sich wieder ab: Jeder Kontakt zu Ausländern war der Bevölkerung verboten.

Die Zeit des Mangels: 1984 begann der Diktator sein größtenwahnsinnigstes Projekt, den Bau des „Palastes des Volkes“ – im Volksmund spöttisch „Palast des Sieges über das Volk“ genannt. Währenddessen wurde die Versorgungslage für die Bevölkerung immer katastrophaler: Essen gab es nur auf Karte und nach stundenlangem Anstehen. Jede Familie musste einen Teil der selbstgehaltenen Tiere an den Staat abgeben. Die Menschen überlebten nur durch

einen Trick: Sie entwendeten aus ihren Betrieben so viele Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände, wie sie konnten und tauschten die nicht selbst benötigten Produkte auf dem Schwarzmarkt gegen andere Dinge. Aus der Zeit Ceaușescus existieren zahlreiche Anekdoten: Weil auch Strom und Heizung rationiert waren, wurde sogar der Wetterbericht manipuliert. Statt -20°C wurde beispielsweise -5°C angesagt, damit die Menschen die Temperaturen als weniger frostig empfanden.

Erzwungenes Bevölkerungswachstum: Unter Ceaușescus Bevölkerungspolitik hatten besonders die Frauen zu leiden. Verhütungsmittel gab es nicht; Abtreibungen waren verboten, fanden aber trotzdem illegal statt. Dabei starben Tausende Frauen. Zahlreiche Kinder mussten in Heimen oder auf der Straße aufwachsen. Der preisgekrönte Spielfilm „Vier Monate, drei Wochen, zwei Tage“ des rumänischen Regisseurs Christian Mungiu aus dem Jahr 2007 schildert das Leben von Frauen unter diesen Umständen.

Vom Pfarrer zum Revolutionär: Der reformierte Pfarrer László Tőkés organisierte in Timișoara seit 1988 friedlichen Widerstand gegen den Plan Ceaușescus, die rumänischen Dörfer zu systematisieren und damit zu zerstören. Als Tőkés zwangsumgesiedelt werden sollte, kam es am 16. Dezember 1989 zu einer ersten Massendemonstration gegen das sozialistische Regime. In den folgenden Tagen breiteten sich die Proteste wie ein Lauffeuer im ganzen Land aus. Frauen legten die Arbeit in den Fabriken nieder und forderten Heizung, Essen und Kleidung für ihre Kinder. Während der 10 Tage andauernden Revolution wurden über eintausend Demonstranten von Polizei und Securitate erschossen. Hätte die Armee nicht die Seiten gewechselt, wären es wohl noch mehr gewesen. Das verhasste Diktatorenpaar wurde schließlich gefangen genommen und nach einem kurzen Schauprozess am 25. Dezember hingerichtet – live übertragen durch das Fernsehen.

Verzögerte Aufarbeitung: Rumänien hat eine der repressivsten kommunistischen Diktaturen Europas erlebt, mit dessen Nachwirkungen die Gesellschaft bis heute kämpft. Dennoch wurde all dies nach 1990 in der Öffentlichkeit kaum thematisiert, die Vergangenheit von vielen glorifiziert. Auch 30 Jahre nach der Revolution lenken die Alt-Kommunisten die Geschicke des Landes. Viele rumänische Autorinnen und Autoren sehen es deshalb als ihre Aufgabe an, die Erinnerung an die Vergangenheit wach zu halten (siehe Buchempfehlungen). Einer von ihnen ist der Schriftsteller Varujan Vosganian. Er meint: „Unsere Gesellschaft hat viele unverheilte Wunden. Wir haben uns nicht entschieden zwischen Vergessen, Rache und Verzeihen. Das ist der Grund, warum die Dinge wieder und wieder geschehen.“



1986: Bukarester stehen für Speiseöl an.

Minderheiten

In keinem anderen europäischen Land, sieht man einmal von Russland ab, werden so viele Bevölkerungsgruppen als nationale Minderheiten anerkannt wie in Rumänien, nämlich 18. Zum Vergleich: In Deutschland sind es vier. Jeder zehnte Einwohner Rumäniens gehört einer autochthonen, sprich alteingesessenen Minderheit an. Die zahlenmäßig größten sind Ungarn und Roma. Weitere kleinere Minderheiten sind Ukrainer, Deutsche, Türken und Lipowaner. Allen Minderheiten steht laut Gesetz ein eigener Abgeordneter im Parlament zu. Auch wenn Rumänien heute oft als Beispiel für Toleranz gilt, gab es in der Vergangenheit immer wieder Versuche, die Minderheiten zu assimilieren,

beispielsweise über die Einschränkung des Gebrauchs der jeweiligen Muttersprachen, über höhere Steuern, Umsiedlungen und mehr. Erst mit dem Ende der Ära Ceaușescu endete die systematische Unterdrückung.

Ungarn: Siebenbürgen gehörte viele Jahrhunderte lang zu Ungarn. Durch eine gezielte Ansiedlung von Rumänen aus dem Altreich nach 1918 wurden der ungarische und der deutsche Einfluss in Siebenbürgen zurückgedrängt. Heute leben die Ungarn vor allem in West- und Zentralrumänien, wo sie in einigen Gebieten sogar die Mehrheit bilden. Viele Ungarn wünschen sich mehr Autonomie und

Feiern auf Rumänisch

Auf rumänischen **Festen** wird stets viel gegessen: Nicht fehlen dürfen dabei die *Sarmale*, mit Reis und Hackfleisch gefüllte kleine Krautwickel. Man tanzt bis in die Morgenstunden, zum Beispiel Kreistänze in einer atemberaubenden Geschwindigkeit.

Bei Festen im Jahreslauf mischen sich oft christliche Gebräuche mit solchen aus vorchristlicher Zeit. **Ostern** gilt als höchstes Fest. In den Ostertagen grüßen sich die Menschen mit „Christus ist auferstanden!“. Darauf folgt die Antwort „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ (Christos a înviat! – Ade-vărat a înviat!). Die Mahlzeiten beginnen mit dem Ritual des „Eierditschens“. Die Tischnachbarn stoßen ihre hart gekochten Eier so lange aneinander bis das eigene oder das des Nachbarn zerbricht. Die Farbe der Ostereier ist rot, in Erinnerung an das Blut Christi. Daneben gibt es den Brauch, Eier mit einer aufwändigen Wachstechnik filigran zu verzieren. Diese Eier sind wahre Kunstwerke und werden natürlich nicht „geditscht“.

Weihnachten ist, anders als in Deutschland, weniger ein Fest der Familie, sondern der Gemeinschaft mit Freunden und Nachbarn. Ein alter Brauch ist das Singen von „*colinde*“, Weihnachtsliedern. Gruppen von Kindern oder jungen Menschen (früher nur Männer), die *colindători*, ziehen dabei in Trachten gekleidet von Haus zu Haus, bitten um Einlass und singen den Gastgebern *colinde*. Zum Dank werden sie mit Süßigkeiten, Essen und (im Fall von Erwachsenen) reichlich Selbstgebranntem versorgt.

Am 1. März schenkt man einander **Märzchen**, *mărțișori*, um den Frühling zu begrüßen und sich Glück zu wünschen. Das sind kleine Anstecker mit einem rot-weißen Band, häufig auch mit Schmuck oder kleinen Glücksbringern verziert. Das Weiß steht für den Winter, das Rot für den Frühling.

Man trägt sie in den nächsten Wochen auf der Brust, damit das Glück auf einen einwirken kann.



Nach orthodoxem Brauch wird den Verstorbenen in einem festgelegten Rhythmus gedacht. Jeweils in bestimmten Abständen nach dem Todestag wird ein Gedenkgottesdienst veranstaltet, die **Parastas**. Dazu bereiten die Angehörigen eine Gedenkspeise vor, *Coliva* genannt, ein rituelles Essen aus gekochten Weizenkörnern. Diese wird vom Priester gesegnet und an die Gottesdienstbesucher, Freunde und Nachbarn des Verstorbenen verteilt.



Hermannstadt (Sibiu) wurde 1150 von deutschen Siedlern gegründet: Blick auf die evangelische Stadtpfarrkirche vom Kleinen Ring

identifizieren sich stärker mit dem ungarischen Staat, von dem sie auch finanzielle Hilfen erhalten, zum Beispiel für diakonische Aktivitäten.

Roma: Die Vorfahren der heutigen Roma oder *Zigani*, wie sie sich häufig selbst nennen, wanderten im Mittelalter aus Indien nach Europa ein. Mit der Zeit entwickelten sich unter ihnen hochspezialisierte und international gefragte Handwerke wie Kesselschmiede, Löffel- oder Siebmacher. Andere Roma wurden als Leibeigene zur Arbeit auf Adelsgütern und in Klöstern gezwungen. Viele der heutigen Probleme wie die Armut lassen sich mit auf die lange Zeit der Sklaverei zurückführen, die erst 1863 verboten wurde. Das faschistische Regime unter General Ion Antonescu deportierte und ermordete zwischen 1940 und 1944 300.000 Juden und 25.000 Roma. Das lebendige jüdische Leben in vielen Städten wurde völlig ausgelöscht. In der Zeit des Kommunismus fanden viele Roma Arbeit in den Fabriken, was ihnen Teilhabe und ein gutes Einkommen ermöglichte. Sie waren aber 1989 auch unter den ersten, die entlassen wurden. Bis heute sind Roma mit zahlreichen Vorurteilen seitens der Mehrheitsgesellschaft konfrontiert. So haben sie es schwer, als Kinder in der Schule gerecht behandelt zu werden, später eine Arbeit und eine Wohnung zu finden und im Alltag als gleichwertige Mitglieder der Gesellschaft zu gelten.

Deutsche: Die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben sind die größten deutschsprachigen Minderheiten in Rumänien. Während die Sachsen bereits im 12. Jahrhundert

aus der Moselgegend nach Siebenbürgen übersiedelten, kamen die Vorfahren der Banater Schwaben erst im 17. Jahrhundert aus Süddeutschland und Lothringen nach Westrumänien.

Früher herrschte in den Dörfern der Siebenbürger Sachsen ein gut organisiertes Gemeinschaftsleben, das von zahlreichen Traditionen und Regeln getragen wurde. Die gemeinschaftlichen Arbeiten wie Hausbau, Hochzeiten und Beerdigungen wurden in sogenannten „Nachbarschaften“ verrichtet.

Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten rund 800.000 Deutschstämmige in Rumänien. Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Zehntausende von ihnen, Männer und Frauen, in die damalige Sowjetunion zur Zwangsarbeit verschleppt. Die Zurückgebliebenen wurden enteignet. Wer noch Besitz hatte, musste den kommunistischen Kollektiven beitreten. Es begann der große Exodus nach Deutschland: Vor 1989 ließ sich der sozialistische Staat von der Bundesrepublik ein „Kopfgeld“ für jede/n Deutschen zahlen, den/die er ausreisen ließ. Die meisten anderen nutzten nach 1990 die Gelegenheit, auszuwandern.

Auch wenn in Hermannstadt heute gerade einmal noch ein Prozent Deutsche leben, blüht die deutsche Kultur: Es gibt eine deutschsprachige Wochenzeitung, die Hermannstädter Zeitung, ein deutsches Kulturinstitut und eine deutschsprachige Schule, das bereits 1555 gegründete „Brukenthal-Gymnasium“. Schüler des Brukenthal-Gymnasiums war auch Klaus Johannis. Als dieser 2014 als Angehöriger einer Minderheit in das höchste Staatsamt gewählt wurde, sorgte das in ganz Europa für Aufsehen.



Das **Eiserne Tor** an der Grenze zwischen Serbien und Rumänien ist einer der imposantesten Taldurchbrüche Europas. Hier durchquert die Donau auf ihrem Weg zum Schwarzen Meer das Banater Gebirge. Lange Zeit galt es als der gefährlichste Schiffsabschnitt auf der Donau, der nicht ohne ortskundige Lotsen passiert werden konnte. 1972 wurde der Engpass mit Hilfe eines Staudamms und Schleusen entschärft.

Die Unerschrockene: Die 47-jährige Juristin **Laura Kövesi** brachte als Leiterin der Antikorruptionsbehörde zahlreiche führende Politiker hinter Gitter. Das verärgerte die Regierung so sehr, dass sie 2018 Kövesi mit fadenscheiniger Begründung absetzen ließ. Kurz darauf wurde Kövesi zur neuen EU-Staatsanwältin gewählt – gegen den erbitterten Widerstand ihrer eigenen Regierung. Auch hier ist es ihre Aufgabe, Betrug bei EU-Ausgaben aufzudecken. So könnte sie rumänischen Politikern von Neuem gefährlich werden: In Rumänien verschwinden immer wieder EU-Fördergelder in Millionenhöhe.



Für den Bau des sogenannten **Haus des Volkes**, des zweitgrößten Gebäudes der Welt, ließ Nicolae Ceaușescu 1984 ein Drittel der historischen Altstadt Bukarests mit 20 Kirchen, drei Synagogen und wertvollen Art-Déco-Häusern abreißen. Während die Bevölkerung Hunger litt und fror, baute der Diktator an seinem gigantomanischen Projekt. Alle Materialien – Marmor, Bronze und Edelhölzer – sollten aus Rumänien stammen, um der Welt den Reichtum des Landes vorzuführen. Inzwischen ist das Gebäude Sitz des Parlaments. Die meisten der 5.000 Räume und Prunksäle sind aber ungenutzt. Einige können bei einer Führung besichtigt werden. Der Unterhalt ist teuer: Allein die Stromrechnung kostet den Staat eine Million Euro im Jahr.



Ovid, der berühmte Verfasser lateinischer Liebesgedichte, wurde um 8 n. Chr. nach Tomis an die Schwarzmeerküste, dem heutigen Constanța, verbannt. Der Grund ist nicht überliefert, vermutet wird allerdings, dass er Mitwisser in der Ehebruchsaffäre von Augustus' Enkelin Lulia war. Bis zu seinem Tod bat er immer wieder vergeblich den Kaiser darum, in die Heimat zurückkehren zu dürfen. Seine Trauer über das Exil schrieb er in Gedichten nieder, den *Tristia*.

Harald Riese, ein Kirchenmusiker aus Naumburg, lebte nach der politischen Wende viele Jahre mit seiner Familie in **Viscri** (Deutschweißkirch) in Siebenbürgen. Eines Tages baten ihnen einige Frauen aus dem Dorf, ihre selbstgestrickten Socken in Deutschland zu verkaufen. Diese fanden hierzulande guten Absatz in Gemeinden und auf Märkten. Heute sind die Frauen aus Viscri erfolgreiche Unternehmerinnen – und ihr Dorf deutschlandweit als „Socken-Dorf“ bekannt.



Hochgestellter Kragen, feurige Augen, spitze Eckzähne: Dieses angsteinflößende Bild des Blutsaugers **Dracula** kommt vielen als erstes in den Kopf, wenn sie an Rumänien denken. Und das nervt die Rumänen – wenn sie nicht gerade vom Verkauf von Grusel-Kitsch an Touristen leben. Denn mit der Geschichte Rumäniens hat Dracula fast nichts zu tun. Als historische Bezugsfigur gilt Vlad III. Drăculea, im 15. Jahrhundert Fürst der Walachei. Seinen Beinamen „der Pfähler“ bekam er, weil er gern einmal türkische Soldaten auf Pfähle aufspießte, um nachrückende Kämpfer zu demoralisieren. Mit dieser brutalen Methode konnte er die Walachei erfolgreich gegen Angriffe aus dem Osmanischen Reich verteidigen. Nach seinem Tod entwickelten sich immer blutrünstigere Legenden um den Fürsten. Diese inspirierten im 19. Jahrhundert den irischen Schriftsteller Bram Stoker zu seinem Roman „Dracula“. Der berühmteste Vampir der Literaturgeschichte war geboren.

Das traditionelle Essen ist von der Kultur der Bauern und Schäfer geprägt: **Maisbrei**, *Mămăliga* genannt, gibt es fast zu jeder Mahlzeit, häufig mit Schafskäse und Schmand. Üblicherweise wird mit viel Fleisch gekocht. Zu den orthodoxen Fastenzeiten verschwinden jedoch alle tierischen Produkte von den Speisezetteln. Das betrifft bei strenger Auslegung fast die Hälfte der Tage des Jahres.



In Rumänien ist das **Trampen**, *autostop* oder *ocazie* genannt, immer noch eine recht übliche Fortbewegungsmethode, zumal der öffentliche Nahverkehr wenig ausgebaut ist, vor allem auf dem Land. An den Ortsausgängen stehen oft Menschen, die mit einer wedelnden Handbewegung Autofahrer bitten, stehen zu bleiben und sie mitzunehmen. Rumänien ist eines der wenigen Länder in Europa, in dem es üblich ist, einen kleinen Obulus für das Trampen zu bezahlen.

„Recht und Gerechtigkeit jetzt!“ – Die Wut kocht über

Rumänien steckt immer noch tief im Übergang zu einer post-sozialistischen Gesellschaft. Seit einigen Jahren gehen rumänische Bürger auf die Straße, um gegen Korruption und für eine unabhängige Justiz zu protestieren.

Wenn sie auf die blutig erkämpfte Wende von 1989 zurückschauen, sprechen Rumänen inzwischen von einer „gestohlenen Revolution“. Offiziell wurden zwar Demokratie und ein Mehrparteiensystem eingeführt. Hinter den Kulissen aber blieben dieselben Politiker wie vorher an der Macht. Besonders die sozialdemokratische Partei PSD wurde zu einem Sammelbecken für ehemalige Mitglieder der Kommunistischen Partei. Viele von ihnen nutzten den Wechsel zur Privatwirtschaft, um sich zu bereichern. Korruption ist bis heute eines der größten Probleme des Landes. Obwohl sie auch in anderen Parteien vorkommt, gilt die PSD vielen als Symbol der Korruption. Seit 1990 war die Partei an den meisten Regierungen beteiligt. Inzwischen hat die Sozialdemokratische Partei Europas ihre Mitgliedschaft vorerst suspendiert.

Tragischer Weckruf für das Land

All das ist weithin bekannt. Doch die Menschen hatten sich lange Zeit nicht dagegen gewehrt. Zu groß war bei vielen die Enttäuschung von der Demokratie und der Politik im Allgemeinen. Die Wende brachte der tragische Abend vom 30. Oktober 2015, als in einem Nachtclub in Bukarest ein Brand ausbrach. Der Club „Colectiv“ hatte nur eine einzige schmale Ausgangstür. Nicht alle junge Menschen schafften

es nach draußen; 64 von ihnen verbrannten, erstickten oder starben später im Krankenhaus. Der Betreiber hatte einfachste Brandschutzvorschriften ignoriert und seine Betriebsgenehmigung mit Schmiergeldern erkaufte. Dieses Ereignis rüttelte das Land auf: Erstmals trugen Tausende vorwiegend junge Menschen ihre geballte Wut auf die Straße. Allein in Bukarest forderten an einem Abend 25.000 Demonstranten ein Ende der Korruption. Die Regierung trat zurück. Bis heute gilt die Katastrophe im „Colectiv“ als ein Sinnbild für Behördenversagen, Schlamperei und Bestechlichkeit.



Kerzen und Blumen erinnern an die Opfer der Brandkatastrophe 2015

Korruption im Alltag

Korruption ist nicht nur Teil der Politik, sondern auch des rumänischen Alltags. Das macht den gesellschaftlichen Wandel noch schwieriger. An Schulen, Universitäten, bei Ärzten, in öffentlichen Verkehrsmitteln, beim Zoll und bei der Polizei sind Bestechungsgelder, „Spagă“ oder „Mită“ genannt, an der Tagesordnung. Oft sind sie zu Nutzen beider Seiten, z. B. wenn ein Autofahrer Schmiergeld zahlt, um ein Bußgeld zu umgehen und ein Polizist auf diese Weise sein Gehalt „aufbessert“. Auch gute Noten und Universitätsabschlüsse sind käuflich. Den Schaden hat die Allgemeinheit. Viele Patienten wollen im Krankenhaus unbedingt Bestechungsgelder zahlen, um sicherzugehen, bestmöglich behandelt zu werden. Junge Ärzte, die diese Praxis ablehnen, sagen, dass sie sich ihre Kitteltaschen fest zunähen müssen, damit Patienten keine Geldscheine hineinschieben können!

Der Skandal stellte sich später als noch größer heraus. Zahlreiche Opfer waren im Krankenhaus nicht an ihren eigentlichen Verletzungen gestorben, sondern an Infektionen mit multiresistenten Keimen. Der Grund dafür waren die Desinfektionsmittel. Der führende Hersteller hatte sie jahrelang bis zur Wirkungslosigkeit verdünnt, um die Gewinne zu erhöhen. Die Behörden waren mehrfachen Hinweisen darauf nicht nachgegangen.

„Betrug gehört zum Selbstverständnis“

Diese Vorfälle sind symptomatisch für ein System, in dem Politiker und Behördenmitarbeiter sich bestechen lassen, einander decken und Unternehmer sich Vorteile mit Schmiergeldern erkaufen. Ein Politikwissenschaftler beschreibt es so: „Der Staat wird von der Politik als Beute angesehen. Wer die Macht hat, hat den Zugang zum

Staatshaushalt. Den kann er mit seiner Klientel verprassen. Es ist eine korrupte Welt, in der es nur darum geht, sich den Zugang zu den öffentlichen Mitteln zu sichern.“ Und Nobelpreisträgerin Herta Müller meint: „Betrug gehört in der rumänischen Politik zum Selbstverständnis.“ Die Wurzeln dafür liegen in der kommunistischen Zeit und sogar noch früher, in der Zeit der osmanischen Besatzung, in der Ämterkauf selbstverständlich war. Die dafür getätigten „Investitionen“ mussten durch Bestechungsgelder wieder „reinkommen“.

Nicht nur die Zivilgesellschaft protestiert immer lauter, auch die Justiz geht strenger gegen Fälle von Korruption und Amtsmissbrauch vor – teils aus eigenem Antrieb, teils um Forderungen der EU zu erfüllen. Inzwischen hat Rumänien eines der schärfsten Antikorruptionsgesetze in Europa. Ab 2012 wurden immer mehr hochrangige Politiker wegen Amtsmissbrauchs verurteilt.

Tiefe Spaltung in Arm und Reich

Wie in anderen postsozialistischen Ländern verloren zahlreiche Menschen ihre Arbeit in den Industriebetrieben. Etlichen blieb nichts Anderes übrig, als zurück auf das Land zu ziehen und ihr Gemüse selbst anzubauen. Gerade unter den älteren Menschen sehnen sich viele nach der „guten alten Zeit“ unter Ceaușescu zurück. Die Läden seien nun voll, sagen sie, aber die angebotenen Dinge könnten sie sich nicht leisten. Andere wanderten aus, vor allem nach Italien und Spanien, aber auch nach Deutschland, Großbritannien, in andere europäische Länder und nach Nordamerika. Gesundheitssystem, Schulen und Infrastruktur sind chronisch unterfinanziert. Noch längst sind nicht alle Haushalte an die Wasserversorgung angeschlossen.

Die armen Menschen und die Bevölkerung auf dem Land bilden die Stammwählerschaft der PSD. Ihnen ist im Zweifel mit einer Erhöhung des Kindergeldes oder der Rente kurzfristig mehr geholfen als mit rechtsstaatlichen Reformen. Das weiß auch die Partei. Die orthodoxe Kirche steht meist an der Seite der PSD. Die politische Stimmung im Land hat sich in den letzten Jahren so polarisiert, dass ein Dialog zwischen beiden Seiten unmöglich erscheint.

Während es in der Provinz nur langsam vorangeht, boomt die Wirtschaft in den großen Städten wie Bukarest, Cluj, Sibiu und Timișoara. Hier haben sich zahlreiche ausländische Firmen angesiedelt, die von den geringen Lohnkosten profitieren. Gut ausgebildete Menschen haben es leicht, eine relativ gut bezahlte Arbeit zu finden.

Im Gegensatz zu Polen und Ungarn ist die Stimmung in Rumänien parteiübergreifend pro-europäisch. Der EU-Beitritt im Jahr 2007 erfüllte die Rumänen mit Stolz. Auf Grund der lateinischen Ursprünge sah man sich sowieso immer als ein „Teil Westeuropas in Osteuropa“.

Der Konflikt um den Rechtsstaat spitzt sich zu

Staatspräsident Klaus Johannis gilt vielen als Hoffnungsträger, seine Macht ist allerdings begrenzt. Seine ehrliche Einschätzung lautete 2016: „Korruption ist schon lange ein Teil der rumänischen Gesellschaft. Das ist traurig, aber es ist nach wie vor die Realität.“ Zahlreiche junge gebildete Menschen wollen nicht warten, bis sich etwas ändert und haben das Land verlassen – ein tragischer Verlust für eine Gesellschaft, die gerade diese idealistischen Menschen so dringend braucht.

Derweil regieren verurteilte Bürgermeister, Gemeinderäte und Minister einfach weiter. Als die ersten Politiker hinter Gittern landeten, bekamen andere Angst, die nächsten zu sein. Im Januar 2017 beschloss die Regierung einen Amnestie-Erlass, um sich selbst und andere korrupte Politiker zu schützen. Amtsmissbrauch bis zu einem Schaden von 45.000 Euro sollte nicht mehr mit Gefängnis bestraft werden. Das war der Tropfen, der nach der Brandkatastrophe von 2015 das Fass endgültig zum Überlaufen brachte: Hunderttausende Menschen fanden sich Abend für Abend in aller Kälte auf dem Platz vor der Regierungszentrale in Bukarest zusammen, um mit Sprechchören wie „Ab in den Knast, nicht an die Macht!“ den Rücktritt der „Diebe“ zu fordern, wie sie die Regierung nannten. Auch in kleineren Städten demonstrierten Zehntausende. Im Ausland lebende Rumänen setzten sich ins Flugzeug, um sich spontan anzuschließen.



Ein Demonstrant (rechts) hält ein Schild mit der Aufschrift „Herrschaft des Gesetzes, nicht der Straftäter“

Der umstrittene Erlass wurde zurückgenommen, die Regierung trat wieder einmal zurück. Doch so lange immer wieder neue Korruptionsskandale ans Licht kommen, werden auch die Demonstranten nicht lockerlassen. Sie fordern neue Politiker, die das Gemeinwohl in den Mittelpunkt stellen. Noch ist nicht entschieden, welche der beiden Seiten die Oberhand behalten wird.

Protestantische Kirchen in Rumänien

Von Birgit Hamrich

Klausenburg/Cluj/Kolozsvár – so steht es auf dem Ortschaftschild geschrieben, wenn Sie in dieser hippen Universitätsstadt mitten in Rumänien landen. Hier geht es dank Studierender aus dem europäischen Ausland und der jungen Menschen, die aus dem ganzen Land kommen, international und bunt zu. Mehrsprachigkeit ist selbstverständlich, das Nebeneinander von unterschiedlichen Kulturen, Religionen und Konfessionen auch. Und das ist nicht erst seit 2007, dem EU-Beitritt Rumäniens und den Erasmusstipendienprogrammen so, sondern reicht Jahrhunderte zurück.

Rumänien ist multikulturell geprägt

Rumänien ist von seiner Historie her multinational, multikonfessionell und mehrsprachig geprägt. Das, was in Brüssel durchbuchstabiert wird, läuft in diesem Landstrich Europas „von Haus aus“: Das Miteinander, das Nebeneinander unterschiedlicher Kulturen und Sprachen mit allen Herausforderungen und Konflikten ist den Bewohnern Rumäniens und insbesondere Siebenbürgens/Transsilvaniens vertraut.

Für Außenstehende ist Rumänien oft ein blinder Fleck auf der europäischen Landkarte. Die Bilder der Waisenhäuser, die Anfang der 1990er Jahre durch die Presse gingen, haben viele Menschen in Bewegung gesetzt und unzählige Hilfskonvois auf die Straßen. Der Eiserner Vorhang war gefallen, die Telefonate wurden (vermutlich) nicht mehr abgehört und die Briefe von der Securitate nicht mehr gelesen. Der Austausch und die Begegnungen über Grenzen hinweg waren wieder möglich.

Protestantische Kirchen sind in dem mehrheitlich orthodox geprägten Land mit seinen knapp 20 Millionen Einwohnern vielerorts Ansprechpartnerinnen für Besuchsgruppen und Einzelreisende. Sie sind es deswegen, weil der größte Teil ihrer Mitglieder ungarisch- oder deutschsprachig sind. In den evangelischen Kirchen liegen Gesangbüchern mit den Chorälen aus, die auch in den deutschen Kirchen gesungen werden, über dem Altarraum steht in wunderschön gemalten Lettern „Ein feste Burg ist unser Gott“ und auf das samtene Altartuch ist mit Goldfaden „Friede sei mit euch“ gestickt.

Ethnische Vielfalt ...

Es dauert einen Augenblick und manchmal etwas länger, um zu verstehen, dass in dieses Land hinter den Wäldern im 12. und 13. Jahrhundert Siedler aus dem Westen Europas gerufen wurden „Ad retinendam coronam“, „zum Schutz der Krone“. Gemeint war die ungarische Krone zur Zeit des Königs Geisa II., der von 1141 bis 1162 regierte. Die Sied-



Mehrsprachigkeit in Siebenbürgen: Auch Schässburg hat einen rumänischen, deutschen und ungarischen Namen.

ler, die im Karpatenbogen ansässig wurden, brachten ihre Kultur und Sprache mit und wurden in einem Land ansässig, das in Urkunden „Terra incognita et inhabitata“ genannt wurde: ein unbekanntes und unbewohntes Land.

Viel später, im Jahr 1918, entstand das Gebiet Rumäniens, wie wir es heute von der europäischen Landkarte kennen. Es ist das Ergebnis der internationalen Verträge nach dem ver-

heerenden Ersten Weltkrieg. Siebenbürgen, das Banat und Teile der Maramuresch wurden darin dem Rumänischen Königreich angegliedert, dazu die Bukowina und Bessarabien. Damit lebten in Rumänien neben Rumänen mehr als ein Dutzend „Völker“ und Nationalitäten, denen Selbstverwaltung zugestanden wurde, sowie Religions- und Konfessionsfreiheit. Unter diesen Bevölkerungsgruppen waren neben Deutschen und Ungarn auch Ukrainer, Serben, Griechen, Armenier und Juden. So ist es fast selbstverständlich, dass nach Jahrzehnten der Gleichschaltung während der kommunistischen Diktatur nach 1990 dreisprachige Ortsschilder ein sichtbarer Hinweis auf das multinationale Zusammenleben sind.

... und religiöse Vielfalt

Die Konfessionen, die sich ab dem 16. Jahrhundert in Osteuropa herauskristallisierten, waren das Ergebnis von europäischen Austauschprozessen. Es war selbstverständlich, an großen Universitäten wie Basel, Krakau oder Marburg zu studieren. Das tat auch Johannes Honterus, der Reformator Siebenbürgens, dessen Porträt in der Schlosskirche zu Wittenberg hängt. Entsprechend fiel reformatorisches Gedankengut früh auf fruchtbaren Boden. Es war die Entscheidung der Fürsten, welche Konfession ihre Untertanen annahmen. So bildeten sich territoriale Kirchen in Siebenbürgen: Die Reformierte und Katholische Kirche in der ungarischsprachigen Gegend, die Lutherische Konfession in der mehrheitlich deutschsprechenden Region und die rumänische Bevölkerung gehörte weiterhin der orthodoxen Kirche an.

So kommt es, dass in Cluj/Klausenburg fast schon in Rufweite fünf unterschiedliche Kirchen stehen. Eine Besonderheit ist hier die Unitarische Kirche mit ihren heute 80.000 Mitgliedern, die hier im Zuge der Reformation entstanden ist. Es war das aus Italien stammende antitrinitarische Gedankengut, das von Franz Davidis rezipiert und propagiert wurde: die Trinität wird abgelehnt, Jesu göttliche Natur



Kirchenburg in Wurmloch

negiert und das Abendmahl als Gemeinschaftsmahl gefeiert. Die Unitarische Kirche prägt in Klausenburg das Stadtbild, nimmt diakonische und kulturelle Aufgaben wahr und betreibt eine große Bildungseinrichtung.

Heute wird die Bibel in Rumänien in 21 Sprachen gedruckt. Wenn Sie durch Rumänien reisen, werden sie oft auf Menschen treffen, deren Identität sich über ihre Konfession und Nationalität definiert. Reformiert und ungarisch, orthodox und rumänisch, evangelisch-lutherisch und deutsch und dabei Staatsbürger Rumäniens ohne selbst Rumänen zu sein. Über Jahrhunderte haben diese Bevölkerungsgruppen ihre Identität durch Abgrenzung bewahrt und somit ihre Sprache, Konfession und Kultur erhalten. Die Kirchenburgen, die diesen Teil Europas prägen und zum UNESCO-Weltkulturerbe gehören, sind ein wunderbares Symbol dafür.

Protestantische Kirchen öffnen sich

Heute sind die Tore der Kirchenburgen weit geöffnet. So manche Mauer hat Risse, der eine und andere Kirchturm ist eingestürzt. Manche Burgen wiederum sind aufwändig und liebevoll restauriert, in Gästehäuser umgewandelt. Manchmal erinnert die eine und andere museale Ecke an frühere Zeiten, als protestantische Kirche präsent war, Trachten getragen und Bräuche gepflegt wurden. Die Protestantischen Kirchen in Rumänien sind sich ihres Daseins als Diasporakirche durchaus bewusst. Durch kulturelle Angebote, wunderbare Kirchenmusik – vom Bachchor über den Gospelchor bis hin zum Kinderchor und durch diakonische Einrichtungen – Alten- und Pflegeheime, Hospize, Hausaufgabenbetreuung und Schulen – wirken sie in ihr Umfeld hinein.

Ein sich öffnendes System verändert nicht nur das Umfeld, sondern verändert sich auch selber. Und das ist die große Herausforderung, vor der diese Kirchen stehen, die sich

über Jahrhunderte vor jeder Veränderung geschützt haben unter dem Leitwort: „Wir wollen bleiben, was wir sind!“ Ihre TheologInnen studieren (wieder) in Deutschland, der Schweiz oder Südamerika – auch als StipendiatInnen des GAW. Diese internationalen Beziehungen, die sie knüpfen, nehmen sie mit nach Hause und bringen die weite Welt in ihre Gemeinden. Heute zählt die deutschsprachige evangelisch-lutherische Kirche 11.500 Mitglieder von ehemals ca. 250.000 im Jahre 1990, die ungarisch-reformierte und lutherische zusammen knapp 500.000 Menschen. Ökumenische Beziehungen und der Austausch über Grenzen hinweg sind für diese Kirchen nicht nur eine Bereicherung, sondern eine Notwendigkeit. Sie bewahren sie vor Isolation in einem sehr anders geprägten Umfeld, im rumänisch-orthodoxen Umfeld.



Konfirmation in einer Gemeinde der ungarischsprachigen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rumänien.

Rumänien gehört zu den Ländern Osteuropas, die an der massiven Abwanderung von Arbeits- und Fachkräften leiden. Hierzulande treffen wir Menschen aus Rumänien als häusliche Pflegekräfte, Kolleg*innen im Büro, bettelnde Kinder in der Fußgängerzone oder als Literaturnobelpreisträgerin.

Wer dieses Land besucht, wird viel Vertrautes in der Fremde entdecken, Vorurteile zurücklassen und so viel Neues erfahren. Dass die GAW-Frauenarbeit Rumänien als Jahresprojekt ausgelobt hat, ist eine große Chance, einen differenzierten Blick in eine weniger vertraute Region Europas zu werfen. Es wird eine Bereicherung für beide Seiten sein – zuversichtliches Gemeindeleben, gastfreundliche Pfarrhäuser und ein gemeinsames Überlegen, wie Kirche in Zeiten der Veränderung Heimat sein kann.

Birgit Hamrich ist Referentin am Zentrum für Ökumene in Frankfurt am Main. 1999 war sie die erste Frau, die in der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien zur Pfarrerin ordiniert wurde. Zurzeit arbeiten in der Kirche 29 Pfarrer und drei PfarrereInnen.

Pflegekrise in Rumänien

Wer in eine Internet-Suchmaschine die Begriffe „Pflege“ und „Rumänien“ eingibt, stößt schnell auf Agenturen, die 24-Stunden-Pflegekräfte in deutsche Haushalte vermitteln. Unter „Pflegeheim“ und „Rumänien“ findet man rumänische Heime, in denen Deutsche vergleichsweise günstig ihren Lebensabend verbringen können. Außerdem eine Personalvermittlung für „Pflegefachkräfte aus Rumänien mit deutscher Berufsankennung“.

Allein die kurze Recherche im Internet zeigt, dass Rumänien aus deutscher Sicht vor allem eine Quelle von Arbeitskräften darstellt. Das gilt ganz besonders für den Bereich der Pflege: Hierzulande herrscht ein Mangel an Personal – und in Rumänien gibt es etliche Menschen, die Arbeit im Ausland suchen.

Doch wie steht es eigentlich um die Pflege in Rumänien selbst? Auch hier werden die Menschen immer älter, während gleichzeitig weniger Kinder geboren werden. Der Bedarf an Pflege ist also hoch und wird in Zukunft weiter steigen.

Wenn ein Mensch alt wird und auf Hilfe angewiesen ist, kümmern sich meist die Angehörigen um ihn. In Rumänien ist das noch weitaus selbstverständlicher als in Deutschland. Wie in Deutschland sind es auch in Rumänien in der Regel die Frauen, die diese Aufgabe übernehmen, also die Ehefrauen, Töchter und Schwiegertöchter. Oft haben sie selbst Kinder und gehen einer Erwerbsarbeit nach. Für sie bedeutet die Pflege von älteren Familienmitgliedern eine Doppel- oder sogar Dreifachbelastung. Manche Angehörige sind schon alt und könnten bald selbst auf Hilfe angewiesen sein.

Ausgewanderte hinterlassen Lücken in der Familie...

Wer aber pflegt die Alten, wenn die Jungen das Land verlassen, um im Ausland zu arbeiten, beispielsweise in der Pflege? Diese Problematik wird mit dem Begriff „Care Chain“ beschrieben. Er besagt, dass MigrantInnen, die im

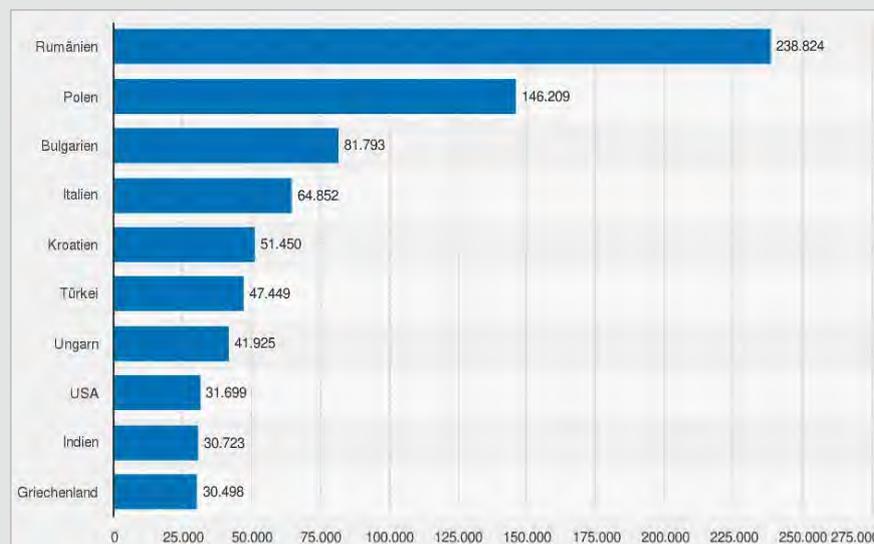
Rumänische Migranten in Deutschland

Aus keinem anderen EU-Land sind so viele Menschen aus politischen, wirtschaftlichen oder persönlichen Gründen weggegangen wie aus Rumänien. Bis zu fünf Millionen von 20 Millionen Rumänen leben nach Schätzungen der Weltbank ganz oder teilweise im Ausland. 2013 lebten 250.000 Rumänen in Deutschland, heute sind es 700.000. Seit 2014 gilt in Deutschland die EU-Arbeitnehmerfreizügigkeit auch für Rumänen. Sie arbeiten grundsätzlich in allen Berufen, besonders im medizinischen Bereich – wie viele davon in der Pflege, ist nicht sicher. Dass es viele

sein müssen, zeigt allein die Tatsache, dass die neueste Ausgabe des Langenscheidt-Wörterbuchs Deutsch/Rumänisch von 2016 einen eigenen Anhang mit Pflegebegriffen enthält.

Wie steht die Diakonie in Deutschland dazu, dass auch sie von Pflegekräften profitiert, die in ihrer Heimat Rumänien dringend gebraucht würden? Diakoniepräsident Ulrich Lilie forderte in der evangelischen Zeitschrift „Zeitzeichen 2/2019“ Diakonie-Einrichtungen dazu auf, etwas zurückzugeben: „Wenn wir profitieren, müssen wir dafür sorgen, dass Know-How zurückfließt. Oder wir müssen

ermöglichen, dass qualifizierte Menschen wieder zurückgehen.“ Viele Rumänen arbeiten auch im Niedriglohnsektor, z. B. in der Gemüseernte, in Schlachtereien oder auf dem Bau. Dies ist häufig mit illegaler Beschäftigung verbunden, bis hin zu sklavenähnlichen Arbeitsverhältnissen. Einem Teil der in Deutschland lebenden Rumänen gelingt auf Grund schlechter Startbedingungen der Einstieg in den hiesigen Arbeitsmarkt gar nicht. Da sie als EU-Bürger in Deutschland nur eingeschränkten Anspruch auf Sozialleistungen haben, leben sie oft in Armut.



Rumänien ist das Land, aus dem im Jahr 2018 die meisten Migranten nach Deutschland kamen.

Ausland Kinder oder alte Menschen pflegen, daheim eine Versorgungslücke hinterlassen.

Im schlimmsten Fall bleiben ältere Menschen unversorgt zu Hause. Für sie wäre es gut, wenn es professionelle Angebote wie häusliche Pflege, Tagespflege oder Pflegeheime gäbe. Dies ist jedoch nur selten der Fall: Rumänien hat eines der schwächsten Pflegesysteme in der EU. Im ganzen Land mit seinen rund 17 Millionen Einwohnern stehen gerade einmal 250 Pflegeheime zur Verfügung. Auf 10.000 Einwohner kommen damit acht Pflegeplätze – in Deutschland sind es 110. Eine staatlich anerkannte Ausbildung als Altenpfleger/in gibt es nicht. Pflegeheime stellen entweder Krankenpfleger/innen ein oder bilden ihr Personal selbst aus.

Für einen Platz im Pflegeheim bezahlt man pro Monat ab 400 Euro aufwärts, abhängig von der Pflegebedürftigkeit und der Personenzahl im Zimmer (meist zwei bis fünf Personen). Die restlichen Kosten trägt der Staat. 260 Euro betrug die Durchschnittsrente im Jahr 2018, der Durchschnittslohn (Netto) 660 Euro, der gesetzliche Mindestlohn (Netto) 250 Euro. Meist sind also weder die Betroffenen noch die Angehörigen in der Lage, den Pflegeplatz zu bezahlen.

... und im Gesundheitssystem

Überall in der EU arbeiten rumänische Ärzte und Pflegekräfte. Dabei werden sie in ihrer Heimat gebraucht: Besonders schlecht steht es um die Gesundheitsversorgung auf dem Land. Viele Menschen dort haben seit Jahren keinen Arzt mehr gesehen. Im Jahr 2018 reagierte die rumänische Regierung auf die Krise des Gesundheitssystems und erhöhte die Löhne für Ärzte und Pflegekräfte um hundert Prozent. Das Problem: Die staatlichen Zuschüsse für private Träger wurden nicht erhöht. Seitdem finden die Krankenhäuser endlich wieder leichter Personal. Doch diakonische Träger können nicht annähernd mit den Löhnen in den staatlichen Einrichtungen mithalten.

Häusliche Pflege wenig verbreitet

Ambulante Pflege ist in Rumänien immer noch selten. Im ganzen Land sind nur etwa 200 Pflegedienste registriert, davon die meisten in den großen Städten. Auf dem Land sind die Wege so lang, dass sich häusliche Pflege nicht wirtschaftlich rentabel anbieten lässt.

Die Dienste sind zudem oft teuer für die Patienten. Laut Gesetz sollte die Krankenkasse zwar für die häusliche Pflege zahlen. Das System funktioniert aber in der Praxis nicht: Die Pflegedienste dürfen die Anträge nicht selbst ausfüllen, nur Ärzte, Patienten und Angehörige. Die Betroffenen sind mit den seitenlangen Formularen und der Behördensprache meist überfordert, vor allem in der Ausnahmesituation einer plötzlichen Krankheit. Ärzte haben im Allgemeinen keine Zeit dafür. Einige private Pflegedienste bezahlen

Krankenhausärzte dafür, die Formulare auszufüllen – eine illegale Praxis, bei der es hauptsächlich um Gewinn geht und die pflegerische Qualität in der Regel auf der Strecke bleibt.

Noch schwieriger sieht es bei der Palliativpflege aus. Für die Begleitung und Behandlung unheilbar Kranker und Krebspatienten sind gerade einmal 13 spezialisierte Pflegedienste im ganzen Land registriert. Die Krankenkasse übernimmt keine Kosten.

Angehörige berichten über die Hilfe des Häuslichen Pflegedienstes der reformierten Diakonie

Emese Szabó*: „Meine Mutter kann seit mehreren Jahren nicht mehr laufen und ist dement. Ich komme jeden Tag zu ihr, wasche sie, gebe ihr Essen, versorge die Tiere im Hof, hole Wasser von der Pumpe im Garten und heize den Holzofen an. Manchmal streiten wir uns, weil sie so unglücklich ist. Mehrmals in der Woche kommt der Pflegedienst der Diakonie, um meiner Mutter Medikamente zu geben und den Katheter zu wechseln. Das Pflegebett haben wir ebenfalls von der Diakonie erhalten. Ich bin selbst krebskrank und mache mir Sorgen um die Zukunft. Mein Bruder ist alkoholkrank und kann uns nicht helfen. Was wird aus meiner Mutter, wenn ich vielleicht einmal nicht mehr bin?“



Emese Szabó und ihre Tochter

Ildikó Ferenczi*: „Vor zehn Jahren stürzte mein Mann von einer Leiter und war von da an querschnittsgelähmt. Als er nach einem langen Krankenhausaufenthalt wieder nach Hause kam, fühlte ich mich allein und überfordert. Jemand riet uns, die Diakonie um Hilfe zu bitten. Dort bekamen wir Medikamente, ein Pflegebett und eine spezielle Matratze. Auch später halfen sie uns immer wieder, wenn wir Unterstützung brauchten. Dafür bin ich dankbar. Mein Mann wird nie wieder gehen können, aber sein Zustand hat sich deutlich gebessert. Ich danke Gott jeden Tag dafür, dass er noch am Leben ist.“

* Namen geändert

Von Neuanfängen und Wundern – die Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A. B.

Von Sunhild Galter, Vorsitzende der Frauenarbeit

Der Geruch von frisch gebackenem Brot breitet sich im Raum aus. Zwölf Frauen unterschiedlichen Alters drängen sich um einen Steinofen und ziehen mehrere Laiber des siebenbürgischen Hausbrottes heraus. Aus einem anderen Ofen dringt der Duft vom süßen Baumstriezel, ebenfalls eine siebenbürgische Spezialität. Als alle Frauen am Ende ihr Gebäck in der Hand halten, blicken sie zufrieden auf einen vollen Tag zurück: Einige haben in einem Holztrog Teig geknetet, andere den Ofen eingeheizt, wiederum andere den heißen Backofenboden ausgefegt und die Brote „eingeschossen“, wie man sagt – allesamt schweißtreibende Arbeiten.



Gemeinsames Teigkneten beim Backseminar

Beim Teigkneten Gemeinschaft erleben

Was sich so profan anhört, hat eine große Bedeutung für die Frauen: „Wir leben alle an unterschiedlichen Orten“, sagt die Geschäftsführerin der Frauenarbeit, Margit Kézdi, „in denen es überall nur wenige andere Menschen gibt, mit denen wir unseren evangelischen Glauben teilen können und die unsere Muttersprache sprechen. Für uns Frauen in der Diaspora sind diese Zusammenkünfte deshalb so wichtig und stärkend.“

Das seit mehreren Jahren stattfindende Backseminar ist eines von vielen Angeboten für Frauen, bei dem sie unter anderem das Wissen ihrer Mütter und Großmütter wieder

neu entdecken können. Eine Teilnehmerin zieht nach dem Seminar das Fazit: „Wir haben gesungen, gelernt, gebetet, geknetet, gelacht, einen Vortrag und ein Konzert gehört, getanzt, geplaudert, wenig geschlafen, und dann wieder geknetet, geheizt, eingeschossen, gekostet, geteilt, geputzt, gespeist und gedankt! Das Brot ist gelungen – das Seminar auch!“

Neben dem Brotbackseminar finden sich im Jahresprogramm eine Patchwork-Nähwerkstatt – ein Klassiker seit 19 Jahren und besonders bei jungen Frauen beliebt, außerdem ein Seminar für Seidenmalen (das auf Grund des großen Interesses inzwischen zwei Mal hintereinander angeboten werden muss) und jeweils eine Rüstzeit für Pfarrfrauen und Theologinnen und eine für Senioren. Letztere steht auch Männern offen. Auch ein Kommunikationstraining ist dabei und ein meditatives Wandern von einer halbverfallenen Dorfkirche zur andern. Vor einigen Jahren konnten dabei vergessene weibliche Heiligengestalten auf vorreformatorischen Altären entdeckt werden. Die Frauenarbeit probiert auch immer wieder Neues aus: Im Jahr 2019 gab es eine Krippenbauwerkstatt; 2020 steht erstmals eine Kräuterwanderung auf dem Programm.



In der Krippenbauwerkstatt entstanden kleine Kunstwerke.

Frauenarbeit im Untergrund

„Wir Frauen sind von Natur aus sehr experimentierfreudig. Wir geben selten oder nie auf, wir suchen und finden, probieren aus und fangen wieder von vorne an. Es muss doch gehen!“, schrieb die Vorsitzende Edith Toth 2016 im Rückblick auf die Neugründung der Frauenarbeit 20 Jahre vorher. Tatsächlich würde es die Frauenarbeit heute nicht geben, wenn die Frauen nicht immer wieder Mut und Kraft gefunden hätten, neu anzufangen.

Schon im 19. Jahrhundert gab es in fast allen siebenbürgisch-sächsischen Kirchengemeinden Frauenvereine, die sich um die Anliegen der Gemeinde, unter anderem die Ausbildung der Mädchen, kümmerten. Da die Kirchengemeinde mit der politischen Gemeinde oft identisch war, organisierten sich die Frauenvereine innerhalb der Nachbarschaften. Der gemeindeübergreifende „Allgemeine Frauenverein“ wurde im Jahr 1884 gegründet.

„Wir Frauen sind von Natur aus sehr experimentierfreudig. Wir geben selten oder nie auf, wir suchen und finden, probieren aus und fangen wieder von vorne an. Es muss doch gehen!“

Die Machtübernahme der Kommunistischen Partei 1944 brachte einen tiefen Einschnitt für die Frauenarbeit. Alle Organisationen der deutschen Minderheit wurden verboten. Zwar nahmen die Frauenvereine in vielen Gemeinden ihre Tätigkeit ab den 1960er Jahren wieder auf, aber immer unter Beobachtung, immer unter dem Damoklesschwert – Rüstzeiten wurden als Ausflüge getarnt, Besprechungen als Kaffeekränzchen. Es kam zuweilen sogar zu Anzeigen aus den eigenen Reihen. Doch die Not schweißte zusammen und das Gefühl, gebraucht zu werden, war ein starker Motor. Die Haltung der Landeskirche war zwiespältig – einige leitende Geistliche unterstützten die Frauenarbeit, andere verboten um des Risikos willen ihren Frauen, an den Veranstaltungen teilzunehmen.

Einen besonderen Stellenwert nahmen in dieser Zeit die Pfarrfrauen ein. Sie waren die einzigen Frauen, die sich vernetzen und treffen konnten ohne groß aufzufallen. So brachten sie sich in alle Bereiche des kirchlichen Lebens wie Diakonie, Frauenarbeit und Jugendarbeit ein. Doch die kontinuierlichste und weitreichendste Tätigkeit der Pfarrfrauen war und ist der Weltgebetstag. Er wird seit 1975 gefeiert.

Das Jahr 1989 brachte den zweiten großen Einschnitt für die Frauenarbeit, weil die Gemeinden durch die massive Auswanderung zusammenbrachen. 1991 ebte die Ausreisewelle ab und die Restgemeinden begannen sich neu zu orientieren. Zwar war die Gemeindezahl stark ge-

schrumpft, aber es wurde auch so viel materielle, finanzielle und ideelle Hilfe angeboten wie nie zuvor. In dieser wider-spruchsvollen Zeit mussten Hoffnungen begraben werden; gleichzeitig konnten neue Initiativen wachsen.

Neuanfang nach 1989

Die Frauen durften sich endlich organisieren und neue Formen der Zusammenarbeit entdecken. Hilfreich waren dabei die Kontakte zu den Frauenbeauftragten der Gliedkirchen der EKD. Strukturen, die man in Deutschland, Österreich oder auf internationalen Tagungen kennengelernt hatte, konnte man auf die eigenen Gegebenheiten anwenden und erleben, wie die Mitmachenden dabei auftankten und Kraft schöpften.

Nachdem einzelne Gruppen bereits die Arbeit aufgenommen hatten, gab es den Wunsch, wieder eine übergemeindliche Struktur zu etablieren, um mehr Frauen zu erreichen. Am 1. April 1995 kamen 111 Frauen im Bischofshaus zur konstituierenden Sitzung zusammen. Es dauerte noch weitere fünf Jahre, bis die Frauenarbeit als Werk der Kirche anerkannt wurde. Dadurch konnte auch eine hauptamtliche Geschäftsführerin eingestellt werden.

Heute wird die Frauenarbeit von einem fünfköpfigen Vorstand geleitet. In jeder der neun Regionen der Kirche gibt es eine Vertreterin als Kontaktperson für den Vorstand. Einmal im Jahr treffen sich Delegierte aller Gemeinden zur Vertreterinnenversammlung. Vier Mal im Jahr berichtet die Frauenarbeit in einem Rundbrief über ihre Aktivitäten. Es grenzt an ein Wunder, dass alle Veranstaltungen nur von einer hauptamtlichen Referentin und zahlreichen Ehrenamtlichen auf die Beine gestellt werden und sich über Eigenbeiträge und Spenden zu einem großen Teil selbst tragen. Dafür kann man immer wieder sehr dankbar sein. Die Frauenarbeit bemüht sich, junge Frauen zu erreichen und ökumenisch offen zu sein – mit Erfolg! Sie versteht sich als Brücke zwischen den Konfessionen, den Generationen, den Sprachen und baut Brücken auch über die Grenzen Rumäniens hinaus. Und diese Brücken halten!



Herzliche Umarmung bei der Seniorenfreizeit

Ortrun Morgen:

Mutig und tatkräftig in Schweischer

Von Christa Richter, Bukarest

An diesem Tag kam alles auf einmal: Ortrun Morgen hatte frühmorgens den Schwalben die Stalltür geöffnet, die Hausarbeit erledigt und kontrolliert, ob der Friedhofsarbeiter ordentlich zwischen den Gräbern gemäht hatte. Der neue Vikar hatte sich angemeldet, er wollte eine Andacht im Altenheim halten. Kaum war er weg, erschienen vier Gäste aus Deutschland, die wissen wollten, wie man so lebt im Haferland. Kurz darauf ein Anruf aus dem Altenheim: Herr Wagner sei gestorben, wohin gehöre der eigentlich? Das Altenheim der evangelischen Kirche befindet sich zwar in Schweischer, die Bewohner aber sind keine Schweischer. Und die Friedhofsplätze gehören den Schweischern in aller Welt. Herr Wagner kommt aus dem nahen Meeburg, dort leben jedoch keine Sachsen mehr, und seine Kinder sind in Deutschland zu Hause. Zum Glück konnte die Telefonnummer eines Sohnes aufgefunden gemacht werden. Aufatmend machte sich Ortrun auf den Heimweg, doch noch war nicht aller Tage Abend. Ein später Anruf bat um Hilfe: Ein Sachse lag nach einem Unfall im Krankenhaus, niemand kannte seine Angehörigen in Deutschland, ob sie vielleicht wisse ... Und wieder ging das Telefonieren los, bis endlich eine SMS die Lösung brachte. Inzwischen war es längst Nacht geworden. Wenn es nicht Menschen wie Ortrun Morgen gäbe, bliebe so manches Problem ungelöst, hier in Schweischer – rumänisch Fișer, einem Dorf im Haferland bei Reps, in der Nähe von Kronstadt.

Ortrun Schneider wurde mitten im Krieg in Reschitz, im Banater Bergland, geboren, wohin ihre Eltern als Lehrer zugeteilt worden waren. Ihr Vater, Johann Schneider, stammte aus Martinsdorf bei Mediasch und die Mutter, Berta, geb. Wittstock, aus Bistritz in Nordsiebenbürgen. Dass Berta Lehrerin werden konnte, verdankte sie den fortschrittlichen Erziehungsmethoden ihrer Eltern für ihre vier Töchter: ungarischer Kindergarten, eine Klasse rumänische, danach deutsche Schule und unbedingt weiterbildende Schulen für alle.

Der Krieg wirbelte die Familie mächtig durcheinander. Einem Teil gelang 1944 die Flucht in den Westen, der andere blieb. Die Eltern zogen nach Wurmloch bei Mediasch. Ortrun erinnert sich noch daran, wie betrunkene russische Soldaten in den Dörfern ihr Unwesen trieben und



Frauen und Kinder sich im Wald und auf den Feldern verstecken mussten. Tief in ihre Erinnerungen eingebrannt haben sich auch die vielen Beerdigungen, bei denen nicht nur alte, sondern auch junge Rückkehrer aus Russland zu Grabe getragen wurden. Die Strapazen in den Arbeitslagern hatten ihnen körperlich sehr zugesetzt. Schön war die Fahrt mit dem Kuh- und Büffelwagen nach Martinsdorf, wo die ganze Gemeinde der neuen Lehrerfamilie einen festlichen Empfang bereitet hatte.

Wenn man Ortrun Morgen nach ihrem Leben fragt, winkt sie bescheiden ab: Über mich gibt es nichts zu berichten. Doch ihre Freundinnen und Bekannten wissen es besser. Trotz ihrer Bescheidenheit ist sie eine Frau mit starkem Willen und von beachtlicher Ausdauer. Das zeigte sich schon in ihrer Jugend. Sie wollte Lehrerin werden und traute sich, am Pädagogischen Institut in Klausenburg zu studieren, obwohl die Unterrichtssprache Rumänisch war. Das Studium auf Deutsch hatte der Staat längst abgeschafft. Sie wurde eine geschätzte Lehrerin in Deutsch-Kreuz bei Reps. Damals lag die Kulturarbeit auf den Schultern der Lehrer, aber die Menschen waren aufgeschlossen

und machten gern mit. Den Lehrern war es streng verboten, in die Kirche zu gehen. Ortrun Morgen hielt sich nicht daran.

1969 heiratete sie Andreas Morgen aus Schweischer und übersiedelte in seinen Heimatort. Damals hatte das Dorf 225 Hausnummern und 700 Einwohner, davon etwa 450 Sachsen. Auf dem Berg stand die schöne Kirche mit dem wertvollen Altar und unten im Tal die Schule. „Oinz“ hing sehr an seiner Heimat, wo seine „Gruißen“ ihn großgezogen hatte, nachdem seine Eltern früh verstorben waren. Von den Großeltern stammt auch das stattliche Haus, das die beiden immer noch bewohnen und in Schuss halten. Schule, Kirche, Kulturtätigkeit, Kirchenchor, zwei Kinder im Haus – die beiden waren vollbeschäftigt und lebten weiter so, wie sie es von ihren Vorfahren gelernt hatten.

Die Wende brachte den tiefsten Einschnitt in das Leben des Dorfes. Die Jungen wanderten aus und zogen die Alten mit sich. Die Schule wurde aufgelöst, Ortrun Morgen pendelte nach Reps und machte weiter. Die 16 Jahre in Repser Schulen haben ihr viel Anerkennung gebracht.

Neben dem Schuldienst ließ sie sich zur Lektorin weiterbilden. Seitdem hält sie regelmäßig Gottesdienste im Ort. 2018 waren es 34. Als 1992 das Altenheim in Schweischer eröffnet wurde, entschied Ortrun, sich auch hier nützlich zu machen. Die meisten Andachten und Gottesdienste im Haus hält sie, sogar in den Zimmern von Bettlägigen.

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demütig sein vor deinem Gott.“

(Micha 6,8)

Vom Landeskonsistorium in Hermannstadt hat sie die Erlaubnis erhalten, Abendmahle am Krankenbett abzuhalten. Oft geht sie aber auch einfach nur in das Heim, um den Bewohnern vorzulesen und mit ihnen zu singen.

Nicht nur das Altenheim, auch die Frauenarbeit wurde ihr zu einer Aufgabe: Drei junge Pfarrfrauen aus den Dörfern der Umgebung waren nach der Wende aktiv geworden, um die Frauenarbeit wiederaufzubauen. Man zog neue Kräfte heran, Ortrun Morgen war bereit, mitzumachen. Sie bewies ein besonderes Einfühlungsvermögen, informierte sich ständig und hatte praktischen Verstand. Sie war stets positiv eingestellt und von besonderer Toleranz. Die Pfarrfrauen machten den Weltgebetstag bekannt, Rüstzeiten wurden veranstaltet und Lektoren-Seminare angeboten, um fehlende Seelsorger zu ersetzen. Ortrun wirkte jahrelang im Vorstand der Frauenarbeit mit und leitete zahlreiche Rüstzeiten. Bis heute hilft sie, fast 80-jährig, bei den jährlichen landesweiten SeniorInnenfreizeiten mit.

Fragt man Ortrun Morgen nach ihrem Lebensmotto, zitiert sie die Bibel: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demütig sein vor deinem Gott.“ (Micha 6,8). Und sie schafft es, diesen Satz in die Lebenspraxis zu übersetzen. So kennen wir sie alle: demütig, voller Liebe und Hilfsbereitschaft, geduldig, standhaft und treu!



Der Gottesdienstraum im Altenheim von Schweischer, das vom Jahresprojekt unterstützt wird

Beatrice Ungar:

*Wer etwas
verändern will,
muss sich
beteiligen*

Sarah Münch: Erzähl bitte etwas von Deiner Familie ...

Beatrice Ungar: Mein Vater ist Siebenbürger Sachse, meine Mutter Ungarin. Mein Vater war wirtschaftlicher Leiter der Buchhandlungen im Kreis Hermannstadt, meine Mutter Verwalterin in einem Textilbetrieb. Zu Hause haben wir nur Deutsch gesprochen. Meine Großeltern haben mit der Mutter immer dann Ungarisch gesprochen, wenn wir Kinder nichts verstehen sollten ...

Seit wann wusstest Du, dass Du Journalistin werden willst?

Das hat mich schon im Gymnasium begeistert. In der elften Klasse habe ich eine eigene Schülerzeitung für meine Mitschüler herausgegeben. Nach der Schule habe ich Sprachen studiert und danach als Fachlehrerin für Deutsch und Rumänisch gearbeitet. 1988 habe ich bei der Hermannstädter Zeitung angefangen, die ich heute als Chefredakteurin leite. Sie hieß damals „Die Woche“, weil die deutschen Städtenamen seit 1971 verboten waren. Statt Hermannstadt mussten wir Sibiu schreiben. Als Zeitung waren wir verpflichtet, die Reden Ceaușescus auf Deutsch abzudrucken. Die kamen fertig übersetzt aus Bukarest und wir mussten höllisch aufpassen, dass wir sie vollständig, Wort für Wort, abdrucken. Als es 1989 endlich Pressefreiheit gab, habe ich das als Befreiung und großes Glück empfunden.

Du bist auch Mitglied im Kreisrat von Hermannstadt. Wie bist Du zur Kommunalpolitik gekommen?

Von 1993 bis 1996 saß ich für das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien im Stadtrat von Hermannstadt. 2004 bin ich das erste Mal in den Kreisrat gewählt worden und seitdem bei jeder Wahl von Neuem. Politik heißt für mich, der Gemeinschaft helfen zu wollen und nicht für die eigenen Interessen zu arbeiten.



Das Forum ist ein Verband und keine Partei, darf aber auf Grund der Parteiengesetzgebung bei Wahlen antreten. Obwohl nur noch ein Prozent der Hermannstädter deutsche Wurzeln haben, hat das Forum die Mehrheit im Stadtrat und stellt die Bürgermeisterin und die Vizebürgermeisterin. Auch im Kreisrat hat das Forum acht von 33 Abgeordnetensitzen und eine stellvertretende Kreisratsvorsitzende. Die Wählerinnen und Wähler haben gemerkt und honoriert, dass wir keine Partei-, sondern Sachpolitik machen. Den Politikern hierzulande geht es leider oft nicht darum, etwas für die Gemeinschaft voranzubringen, sondern ihren Freunden öffentliche Aufträge zuzuschieben. Das lassen sie sich dann wiederum gut bezahlen.

Wie kann man das Problem der Korruption lösen?

Im Gegensatz zu anderen Ländern beginnt bei uns die Korruption schon bei 10 Euro. Die Menschen empfinden es oft nicht als Korruption, wenn sie jemandem ein Ge-

„Bei uns in Rumänien hat niemand an den Kommunismus geglaubt, noch nicht einmal Ceaușescu selbst.“

schenk machen, um einen Vorteil zu erhalten. Es gilt als Kavaliersdelikt. Man will zum Beispiel beim Arzt etwas bezahlen, um besser behandelt zu werden.

Auf den höheren Ebenen gibt es in allen Ländern Korruption, nicht nur in Rumänien. Aber auch in Rumänien sollte man nicht alle über einen Kamm scheren. Es ist ein Problem, dass bestraft werden muss. Wenn man konsequent bestraft, dann passiert es irgendwann nicht mehr. Wir haben hier schon seit langem ein Problem mit dem Staat: Bei euch in der DDR haben viele Menschen damals an den Kommunismus geglaubt. Bei uns hat das niemand getan, noch nicht einmal Ceaușescu selbst, der war nur ein Diktator, nichts weiter.

Was muss sich Deiner Meinung nach ändern, damit nicht mehr so viele Menschen ins Ausland gehen?

Die Menschen gehen weg, weil sie im Ausland mehr verdienen. Weggehen, weil man mit der politischen Situation unzufrieden ist, finde ich aber einen Blödsinn. Wenn man etwas verändern will, dann sollte man dableiben und sich beteiligen. Ich wehre mich gegen Aussagen wie „Wir mussten weggehen.“ Heutzutage muss niemand gehen. Früher konnte man nicht gehen, heute kann man es und dann geht man eben. Ich will aber niemanden verurteilen, wenn er diese Option ergreift. Wenn man Kinder hat, sieht man das vielleicht anders als ich.

Durch die Auswanderung ist die Situation in unserem Land schwierig geworden. Wir müssen jetzt Menschen aus Nepal, Venezuela und von anderswo herbringen, damit sie in Altenheimen, Hotels und Restaurants mithelfen. Viele Haushaltshilfen in Bukarest kommen von den Philippinen.

Du bist nicht nur Journalistin und Kommunalpolitikerin, sondern engagierst Dich auch in der Kirche ...

Ja, ich bin Mitglied der Landessynode und beteilige mich ehrenamtlich bei der Öffentlichkeitsarbeit. Auch für die Frauenarbeit mache ich Öffentlichkeitsarbeit und leite Seminare. Beim Weltgebetstag der Frauen mache ich jedes Jahr mit, das ist mir wichtig. Ich versuche die Bereiche aber zu trennen. Über den Kreisrat schreibt bei der Hermannstädter Zeitung zum Beispiel meine Kollegin, nicht ich.

Du hast gesagt, dass du gerade ein Buch übersetzt. Worum geht es darin?

Ja, gerade bin ich damit fertig geworden. Es geht um die Deportation der Rumäniendeutschen nach Russland vor 75 Jahren. Es ist eine Liebesgeschichte zwischen einer Frau, die der Deportation entkommt und ihrem Geliebten, der deportiert wird. Die rumänische Schwiegertochter der Frau, die nicht deportiert wurde, hat es geschrieben.

Was sollte sich für Frauen in der Gesellschaft und in der Kirche ändern?

Ich habe einmal den jetzigen Staatspräsidenten Klaus Johannis zum Thema „Frauen in der Politik“ interviewt. Damals war er noch Bürgermeister von Hermannstadt. Ich habe ihn gefragt, warum fast alle Leitungspositionen im Hermannstädter Rathaus mit Frauen besetzt sind. Er hat geantwortet: „Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe nur nach Kompetenz ausgewählt.“ Aber das ist eine Ausnahme. Oft wird nach dem Motto entschieden: „Der Mann hat Potential und die Frau muss zuerst Leistung bringen.“

„In der Kirche wäre es schön, wenn die Männer die Frauen auch ranlassen würden.“

Das ist ja in Deutschland nicht anders. Deshalb bin ich der Überzeugung, dass es keine Frauenquote braucht, sondern dass man wirklich nach Kompetenz auswählen sollte.

In der Kirche wäre es sehr schön, wenn die Männer die Frauen auch ranlassen würden. Stattdessen machen sie es ihnen so schwer, dass sie nicht mehr in der Kirche arbeiten wollen. Einige Männer wollen keine Frauen im Pfarramt. Es ist mir wichtig, immer wieder darauf hinzuweisen, damit es sich ändert. Manche Frauen wehren sich leider auch zu wenig, sondern lassen das Mobbing mit sich machen, aus Angst, allein zu bleiben. Es fehlt auch eine Ansprechperson in der Kirche für sie. Die Frauenarbeit ist ja nicht für die Theologinnen zuständig. Das ist ein Problem. Ich finde es immer interessant: Wenn eine Frau etwas sagt, wird sie gleich angegriffen und wenn ein Mann dasselbe sagt, sagt man: „Lass uns das lieber das nächste Mal probieren.“ Das habe ich auch immer wieder bei der Zeitung erlebt.

Liebe Beatrice, danke für das schöne und interessante Gespräch. Alles Gute für deine Arbeit und dein vielseitiges Engagement!

Bitte, gerne und ich danke auch.

Sieben- bürgischer Rahm- Hanklich



Ob zur Taufe, Konfirmation oder Hochzeit: Der Hanklich, ein Art Hefekuchen mit Eier-Guss, darf auf keiner siebenbürgisch-sächsischen Festtagstafel fehlen. In früheren Zeiten, als die Dorfgemeinschaften noch groß waren und bei solchen Feiern viel Gebäck benötigt wurde, fing das große Backen bereits im Morgengrauen an. Der Hefeteig wurde – wie im Bild zu sehen – in großen Holzmulden gemeinschaftlich geknetet und auf meterlangen Tischen ausgewalkt. Den Guss aus Eiern und ausgelassener Butter

(Eier-Hanklich) oder Rahm (Rahm-Hanklich) trug man mit den flachen Händen auf. Danach wurde der Fladen in den vorgeheizten Lehmbackofen geschoben beziehungsweise „eingeschossen“, wie man in Siebenbürgen sagt, und – mit Puderzucker bestäubt – noch ofenwarm serviert.

Die Rezepte wurden in den Dörfern weitergegeben, so dass man auch bei den Rumänen Hanklich backte. Eine Rumänin, die in einem sächsischen Dorf aufgewachsen ist, erzählt: „Früher war es bei uns so, dass die armen Rumäninnen beim Hanklich ein winziges bisschen Ei und Butter draufgaben, nur damit man den Teig nicht mehr sehen konnte. Die Sächsinnen gaben einen Finger breit Butter drauf und viele Eier, das war gut und zerging im Mund.“

Zutaten (für zwei Bleche à 25 x 37 cm):

Für den Teig:

- 500 g Mehl
- 250 ml Milch
- 1 Würfel Hefe (oder Trockenhefe)
- 50–75 g Zucker (je nach Süßegrad)
- 1 Ei
- 1 Prise Salz
- 80 g Butter

Für den Guss (Belag):

- 6 Eier
- 75 g Zucker
- 2 Becher Schmand

Zubereitung:

Für den Teig die Hefe in etwas lauwarmer Milch auflösen und mit Mehl, Salz, Ei, Zucker und der restlichen Milch vermengen. Die Butter leicht erwärmen und dazugeben. Den Teig kneten und bei Bedarf noch Mehl hinzugeben, bis er nicht mehr an den Händen klebt. 30 Minuten gehen lassen. Inzwischen den Guss vorbereiten: Eier aufschlagen, Schmand und Zucker unterheben.

Den aufgegangenen Teig auf der Arbeitsfläche sehr dünn ausrollen. In der Mitte teilen und auf zwei Bleche verteilen, darüber den Guss geben. Im vorgeheizten Backofen bei 200°C (Umluft) den Hanklich ungefähr 15 Minuten goldgelb backen. Mit Puderzucker bestreuen und in Dreiecke aufschneiden.



Bei dem Backseminar der Frauenarbeit kneten die Frauen den Teig in einer großen Holzmulde – so wie es früher üblich war.

Veranstaltungsvorschlag: Frauenfrühstück mit Lesung

Ein Frauenfrühstück bringt Frauen unterschiedlichen Alters in geselliger Atmosphäre zusammen. Nach dem gemeinsamen Essen bietet sich die Gelegenheit, das Jahresprojekt vorzustellen und eine literarische Kostprobe aus dem Land zu geben.



Vorbereitung:

- Eine Frau für die Lesung finden, z.B. eine pensionierte Pfarrerin oder eine Frau aus einem Literaturkreis
- Eventuell mit einer Buchhandlung zusammenarbeiten, die einen Büchertisch auf Kommission bereitstellt
- Finanzen kalkulieren, Einladungsflyer gestalten und in Kirchengemeinden, Buchhandlungen, Kitas, bei Frauenärzten usw. auslegen

Ort:

Sinnvoll ist es, eine diakonische Einrichtung (z.B. ein Betreutes Wohnen) mit Küche für eine Kooperation zu gewinnen, die das Catering stellen kann. Der Gewinn für die Einrichtung ist, dass sie mit einer Veranstaltung in ihren Räumen auf sich aufmerksam machen kann. Alternativ kann das Frauenfrühstück auch in einer Kirchengemeinde mit aktiven Ehrenamtlichen stattfinden und jede bringt etwas zu Essen mit.

Ablauf:

1. Begrüßung und Andacht
2. Frühstück
3. Vorstellung des Jahresprojekts mit Hilfe des Films von der Material-CD
4. Lesung (ca. 30 Min.)
5. Abschied und Segen

Beispiel für einen Einladungsflyer:

Frauenfrühstück

Samstag, 16. November 2020
9.30-12 Uhr
Elisabethheim

Sie sind herzlich eingeladen:

- ☛ **gemeinsam zu frühstücken**
- ☛ **sich mit anderen Frauen auszutauschen**
- ☛ **etwas über Rumänien und die Projekte der GAW-Frauenarbeit zu erfahren**
- ☛ **sich in das Buch von Nadine Schneider „Drei Kilometer“ hineinnehmen zu lassen**

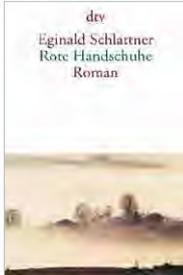
Um Anmeldung per Mail wird gebeten.
Zur Deckung der Kosten erbitten wir 8 €.

Veranstalterinnen:
Frauenarbeit des
Gustav-Adolf-Werks,
Stiftung Elisabethheim



Literatur aus Rumänien

Eginald Schlattner
Rote Handschuhe



Zwei Romane – ein Thema. Ein Roman spielt in der Anfangszeit der kommunistischen Diktatur in Rumänien, der andere an ihrem Ende. „Rote Handschuhe“ ist die Geschichte eines Studenten, der 1957 in einem Gefängnis unter Folter seine Lieben an die Securitate verrät. In dem autobiografischen Roman setzt sich der evangelische Pfarrer Eginald Schlattner mit der eigenen Schuld auseinander. Nebenbei vermittelt er einen lebendigen und – trotz der Schwere des Themas – unterhaltsamen Einblick in die Geschichte der Siebenbürger Sachsen im 20. Jahrhundert.

Nadine Schneider, Tochter von Auswanderern aus dem Banat, erzählt in „Drei Kilometer“ von einer Dreiecksbeziehung zwischen Anna, einer jungen Frau, Misch, ihrem Geliebten und Hans, dem gemeinsamen Freund im Sommer 1989. Sie alle wohnen in einem Dorf im Banat, drei Kilometer von der ungarischen Grenze entfernt. Das Leben hier fließt im bäuerlichen Rhythmus gleichmäßig dahin. Der kommende Fall des Regimes ist noch nicht abzusehen und so dreht sich das Leben der drei jungen Menschen um die quälende Frage: Bleiben oder gehen? Die Freiheit ist nur ein Maisfeld entfernt.

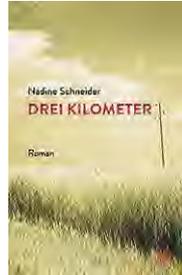
Lavinia Braniște
Null Komma Irgendwas
Roman, 288 Seiten
Mikrotext Verlag, Berlin 2018



Christina ist eine junge Frau aus Bukarest auf der Suche nach Lebenssinn und Liebe. Nach ihrem Literaturstudium nimmt sie einen gut bezahlten Job als Übersetzerin in einer Baufirma an. Die Arbeit macht ihr keinen Spaß und es fällt ihr schwer, sich an die Hierarchie im Büro anzupassen. Bei EU-Fördergeldern kommt es immer wieder zu

Unregelmäßigkeiten. Ihre Mutter arbeitet, seit Christina klein ist, in Spanien – und wenn sie einmal einfliegt, bringt sie Geld und Gefühle mit, aber nur für kurze Zeit. Trotzdem gibt Christina nicht auf. Der Roman beschreibt auf humorvolle Art das Lebensgefühl von jungen Frauen im modernen Rumänien und wurde 2016 als bester Roman Rumäniens ausgezeichnet.

Nadine Schneider
Drei Kilometer



Herta Müller: Worte der Würde

Hast du ein Taschentuch, fragte die Mutter jeden Morgen am Haustor, bevor ich auf die Straße ging. Ich hatte keines. Und weil ich keines hatte, ging ich noch mal ins Zimmer zurück und nahm mir ein Taschentuch. Ich hatte jeden Morgen keines, weil ich jeden Morgen auf die Frage wartete. Das Taschentuch war der Beweis, dass die Mutter mich am Morgen behütet. In den späteren Stunden und Dingen des Tages war ich auf mich selbst gestellt. Die Frage Hast du ein Taschentuch war eine indirekte Zärtlichkeit. Eine direkte wäre peinlich gewesen, so etwas gab es bei den Bauern nicht. Die Liebe hat sich als Frage verkleidet. Nur so ließ sie sich trocken sagen, im Befehlston wie die Handgriffe der Arbeit.

Ab 1976 arbeitete Herta Müller als Übersetzerin in einer Maschinenfabrik im rumänischen Timișoara. Dort wurde sie genötigt, für den Geheimdienst Securitate Spitzeldienste zu leisten. Müller verweigerte trotz Todesandrohung.

Jeden Morgen halb sieben musste ich mich beim Direktor präsentieren. Mit ihm saßen jeden Morgen der Chef der Gewerkschaft und der Parteisekretär. Wie seinerzeit die Mutter fragte: Hast du ein Taschentuch, fragte jetzt der Direktor jeden Morgen: Hast du eine andere Arbeit gefunden. Ich antwortete jedes Mal dasselbe: Ich suche keine, mir gefällt es hier in der Fabrik, ich möchte bis zur Rente bleiben.

Eines Morgens kam ich zur Arbeit und meine dicken Wörterbücher lagen im Gang auf dem Boden neben der Bürotür. Ich öffnete, an meinem Schreibtisch saß ein Ingenieur. Er sagte: Hier klopf man an, wenn man hereinkommt. Hier sitze ich, du hast hier nichts zu suchen. Nach Hause gehen konnte ich nicht, sonst hätte man einen Vorwand gehabt, mich wegen unentschuldigtem Fehlen entlassen können. Ich hatte kein Büro, musste jetzt erst recht jeden Tag normal zur Arbeit kommen, durfte auf keinen Fall fehlen.

Ich ging die Treppen ein paarmal auf und ab – plötzlich war ich wieder das Kind meiner Mutter, denn ich hatte ein Taschentuch. Ich legte es zwischen der ersten und zweiten Etage auf eine Treppenstufe, strich es glatt, dass es ordentlich liegt, und setzte mich drauf. Meine dicken Wörterbücher legte ich aufs Knie und übersetzte die Beschreibungen von hydraulischen Maschinen. Ich war ein Treppenwitz und mein Büro ein Taschentuch.

Ich wünsche mir, ich könnte einen Satz sagen, für alle, denen man in Diktaturen alle Tage, bis heute, die Würde nimmt – und sei es ein Satz mit dem Wort Taschentuch. Und sei es die Frage: Habt ihr ein Taschentuch.

Herta Müller ist eine rumäniendeutsche Schriftstellerin aus dem Banat. In ihren Büchern erzählt sie eindringlich von den Verletzungen, denen Menschen in einem diktatorischen Regime ausgesetzt sind. Seit ihrer Ausreise aus Rumänien 1987 lebt sie in Deutschland. 2009 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur. Der Text ist ein Auszug aus ihrer Rede anlässlich der Preisverleihung in Stockholm.



Andachtsvorschlag

Eingangsvotum:

Wir feiern diese Andacht
im Namen Gottes
Quelle, die belebt
im Namen Jesu Christi,
Wahrheit, die befreit
im Namen des Heiligen Geistes,
Kraft, die erneuert.

Lied: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren (EG 316)

Meditation

„**Wer ist denn meine Nächste?**“, so haben wir unser aktuelles Jahresprojekt mit den evangelischen Kirchen in Rumänien überschrieben. Diese Frage schließt an den Schriftgelehrten an, der Jesus zuerst nach dem Weg zum ewigen Leben fragt und diese Frage dann selbst mit dem Dreifachgebot der Liebe (Liebe Gott, liebe deinen Nächsten, liebe dich selbst) beantwortet. Seine Nachfrage auf die eigene Antwort wirkt rhetorisch und ein wenig als wäre er von Jesus ertappt worden. Oder fragt er nach der Konkrektion: „Wer ist denn mein Nächster?“ Eine solche Frage könnten auch wir heute stellen. Sollen wir alle Menschen lieben? Können wir allen Menschen gerecht werden? Ohne Konkrektion können wir uns selbst leicht überfordern. Ohne Konkrektion verlieren wir uns im Allgemeinen. „Man müsste mal...“

Jesus aber konkretisiert so anders als der Schriftgelehrte es damals erwartete. Nach seiner Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter fragt er den Schriftgelehrten: „Wer ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden?“ Die Antwort: „... der die Barmherzigkeit an ihm tat!“ Jesu Konkrektion dreht die Perspektive um. Es geht nicht darum einen konkreten Nächsten zu finden, dem wir uns barmherzig zuwenden. Vielmehr geht es ihm darum, dass wir uns genau dort konkret zuwenden, wo wir uns durch das Leid und die Sorge anderer Menschen betroffen fühlen und auch helfen können. Jesus geht es um das Tun! „Tu das. Das ist das Leben, das ewigen Bestand hat.“, antwortet er sinngemäß dem Fragesteller.

Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter scheint wie in anderen Gleichnissen ein Bild des Himmelreiches, des ewigen Lebens auf. Die Barmherzigkeit des Samariters, der sein geschundenes, verletztes und hoffnungsloses Gegenüber zugewandt wahrnimmt, sich betreffen lässt und handelt, ist zugleich ein Bild für Gottes Handeln an uns Menschen. Gott begegnet uns im menschengewordenen Jesus auf Augenhöhe, weil es ihn um uns jammert, wie den Samariter um sein Gegenüber. Wir dürfen Jesus vertrauen, dass in allem Handeln in dieser christlichen Solidarität

Gottes Reich und das ewige Leben schon mitten in unserem Alltag aufblitzt und zu spüren sind.

So geht es auch den pflegebedürftigen Menschen in Rumänien, die ohne Hilfe alleine zu Hause vereinsamen und regelrecht verkümmern würden. Aus eigener Kraft haben sie kaum eine Möglichkeit, am Leben der anderen teilzunehmen, sie blieben mit Ihrem Leid allein. Hier sind die Mitarbeiterinnen der Diakonie Botinnen dieses Evangeliums. Sie haben sich betreffen lassen, nehmen die scheinbar ausweglose Situation wahr und handeln zum Segen der Betroffenen. Sie wenden sich zu, sie werden Nächste und bleiben es für eine geraume Zeit. In diesem Dienst gehören Professionalität, Geduld und Hingabe selbstverständlich zusammen. Dabei bedarf es gerade dieser besonderen Hingabe für den diakonischen Dienst. Oft können die Mitarbeiterinnen nur deutlich geringer vergütet werden als Pflegekräfte in staatlichen Einrichtungen.

Die Arbeit der Diakonie ist eines der Projekte in Rumänien, die uns auf besondere Weise beeindruckt hat. Wir GAW-Frauen werden unseren Schwestern in Rumänien Nächste, indem wir ihre Not in der Pflege wahrnehmen und nach unseren Möglichkeiten handeln. Unsere Unterstützung kann somit ganz konkret die Rahmenbedingungen in der ambulanten Pflege verbessern. Sie ist zugleich ein Zeichen, dass unsere Schwestern dort nicht allein sind, sondern in einer starken christlichen Solidarität stehen, die nun gerade sie in ihrem barmherzigen Handeln unterstützt. So stärken wir unsere Schwestern, dem Leben zu dienen, das in Gottes Reich weist.

Lesen Sie ruhig noch einmal dieses spannende Gleichnis, das so viel mehr Facetten hat, als wir es vielleicht im Kindergottesdienst oder im Religionsunterricht hörten. Sie finden es im Lukasevangelium, Kapitel 10 in den Versen 25 bis 37. Mich ermutigt dabei vor allem, dass auch Gott selbst sich im Bild des Barmherzigen finden lassen will, und um unseretwillen immer neu unser Nächster wird.

Inge Rühl

Wenn das Brot, das wir teilen, zur Rose blüht (EG 632)

1. Wenn das Brot das wir tei - len als Ro - se blüht, und das
 2. Wenn das Leid je - des Ar - men uns Chris - tus zeigt, und die
 3. Wenn die Hand die wir hal - ten uns sel - ber hält, und das
 4. Wenn der Trost den wir ge - ben uns wei - ter trägt, und der
 5. Wenn das Leid das wir tra - gen den Weg uns weist, und der

Wort das wir spre - chen als Lied er - klingt, Dann hat Gott un - ter
 Not, die wir lin - dern zur Freu - de wird,
 Kleid, das wir schen - ken auch uns be - deckt,
 Schmerz, den wir teil - en zur Hoff - nung wird,
 Tod, den wir ster - ben vom Le - ben singt,

uns schon sein Haus ge - baut, dann wohnt er schon in un - se - rer
 Welt. Ja dann schau - en wir heut' schon sein An - ge - sicht in der
 Lie - be die al - les um - fängt, in der Lie - be die al - les um - fängt



Text: Claus-Peter März (Erfurt, 1981)
 Musik: Kurt Grahl (Leipzig, 1981)

Das Lied bezieht sich auf das Rosenwunder der Heiligen Elisabeth von Thüringen. Sie ist für ihre Zuwendung zu den Armen bekannt. Als Elisabeth eines Tages in die Stadt ging, um den Armen Brot zu geben, obwohl gerade dies ihr unter Strafe verboten war, traf sie die Mutter ihres Mannes, die ihre Barmherzigkeit nicht guthieß und ihr eine Falle stellen wollte. Auf die Frage, was sie in ihrer Schürze trage, antwortete Elisabeth, es seien Rosen. Auf die Aufforderung der Schwiegermutter öffnete sie die Schürze und darin lagen Rosen statt Brote.

Gebet: Vater Unser**Segen**

Der Herr sei vor dir, um dir den rechten Weg zu zeigen.

Der Herr sei neben dir, um dich in die Arme zu schließen, um dich zu schützen gegen Gefahren.

Der Herr sei hinter dir, um dich zu bewahren vor der Heimtücke des Bösen.

Der Herr sei unter dir, um dich aufzufangen, wenn du fällst.

Der Herr sei mit dir, um dich zu trösten, wenn du traurig bist.

Der Herr sei um dich herum, um dich zu verteidigen, wenn andere über dich herfallen.

Der Herr sei über dir, um dich zu segnen.

So segne dich der gütige Gott, heute und morgen und immer.

(Irischer Segensspruch)



Trinitätsikone mit weiblichen Personen im orthodoxen Kloster von Sâmbăta de Sus, Rumänien

Weltweit
Gemeinden
helfen
GAW
Frauenarbeit



Das GAW in Ihrer Nähe:

Herausgegeben von:
Gustav-Adolf-Werk e.V.
**Diasporawerk der Evangelischen
Kirche in Deutschland**
Pistorisstraße 6 · 04229 Leipzig
Tel. +49 (0) 341.490 62 0
Fax +49 (0) 341.490 62 67
E-Mail: info@gustav-adolf-werk.de
www.gustav-adolf-werk.de

Spendenkonto: KD-Bank
IBAN: DE42 3506 0190 0000 4499 11
BIC: GENODED1DKD
Kennwort: „Jahresprojekt 2020 der Frauenarbeit“